

Wiener Stadt-Bibliothek.

67020 A



Vinzenz Rizzi.

Dorfgeschichten

aus

Kärnten.

Von

Vinzenz Rizzi.

Herausgegeben

vom

Grillparzer-Literatur-Verein.



Wien 1882.

Druck und Verlag von R. L. Raimann, Wien, Graben 29,
(Trattnerhof).

Verlagsgesellschaft

Antiquar

Verlagsgesellschaft

J.V.

99769



Verlagsgesellschaft

Verlagsgesellschaft

Verlagsgesellschaft

Verlagsgesellschaft

Eine Marktnovelle.

Auf einem Pferdemarkt, vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln
Bracht' einst

Schiller.

Für einen Mann in etwas vorgerückterem Alter, der eine Jung-
gesellenwirtschaft führt, ist die Marktzeit, namentlich der erste Markt-
tag, ein Gewebe von Freude und Unbehaglichkeit. Es ergötzt ihn das
Gerriebe der Menschen; er sieht doch neue Gesichter, nicht immer bloß
die altbekannten im Café, Gasthause und auf der Promenade. — Er
ist auch gar nicht unempänglich für die frischen Reize eines kerngesun-
den Landmädchens, aber dabei fühlt er sich doch in allen seinen süßen
Gewohnheiten gestört. Der Frühstückstisch im Kaffeehause ist bereits be-
setzt, die Zeitungen ringsherum zerstreut, er muß zweimal ein Glas
Wasser begehren, und sogar selbst aufstehen, um sich eine Cigarre
anzuzünden. Beim Mittagstische behandelt den wohlangefessenen Stamm-
gast der Kellner mit einer Geringschätzung, die ebenso ungeziemend ist
wie seine Vertraulichkeit. Das Theater bietet ihm allenfalls einen
Ersatz, wenn er auf dem Platze neben seinem Sperrsitze ein liebliches
Mühmchen vom Lande statt der würdigen Base aus der Stadt findet.

Mit solchen Gedanken, die meiner eigenen Lage ganz entsprachen,
legte ich mich am Abende vor dem ersten Markttage zu Bette und
nahm mir vor, den Morgen des Tages, der mir doch ein verdorbener
sein sollte, so lange als möglich zu verschlafen oder doch im Bette zu-
zubringen. Aber wie es häufig geschieht, gerade an diesem Morgen
erwachte ich weit früher als gewöhnlich; es trieb mich förmlich aus
der Decke hervor, und obgleich der Diener noch nicht erschienen war,
und somit manche geliebte Bequemlichkeit beim Ankleiden fehlte, machte
ich mich doch an dies für einen alternden Junggesellen noch immer
wichtige Geschäft. Ich beschloß einen Morgenspaziergang längs den
Stadtgräben zu machen, aber die Füße gehorchen nicht immer dem
Kopfe und so fand ich mich — ich weiß nicht ob gedankenlos oder in
Gedanken — plötzlich am Neuen Platze. Erst die Buden, die meinem
Gewohnheitsgange ein Hindernis waren, brachten mich zur Besinnung.

Es sah noch ziemlich einsam aus, die wenigsten Buden waren geöffnet, nur wenige Menschen gingen ihren hastigen Geschäftsgang. Mein Diener kam mir in den Weg und blickte mir verwundert nach. Längs dem Café Tausend waren die krainischen Töpferwaarenhändler bereits aus ihrer öffentlichen Strohlagerstätte hervorgekrochen und hatten ihre Waaren schon aufgestellt. Ich wollte eben durch die Schulhausgasse auf die „Schütt“ und durch den Graben in das Freie wandeln, als ich einen alten Herrn mit einem wunderhübschen Mädchen zur Seite dem Kaffeehause zusteuern sah. Ich weiß nicht, wann ich die Bemerkung machte, daß das Mädchen herrliche schwarze Augen hatte, denn die Liebliche schlug die Augen meistens bescheiden nieder, aber Thatsache war es: sie hatte prachtvolle schwarze Augen. Und als das Paar in die Kaffeehausthüre getreten war, hatte ich ebenso überraschend schnell den Entschluß gefaßt, heute einmal ausnahmsweise früher zu frühstücken; natürlich, war ich doch auch viel früher aufgestanden. — Vater und Tochter — auf dieses Verhältnis mußte ich aus dem Benehmen des aufmerksamen zutraulich unterwürfigen Mädchens schließen — hatten sich gleich am ersten Fenster neben der Thüre niedergelassen. Ich wählte den Tisch an der Wand nebenan. Das Mädchen, mit dem Gesichte gegen das Fenster gekehrt, wies mir ihr herrlich geschnittenes Profil; wahrlich Stirne und Nase waren untadelhaft, und der Zug um den Mund von allerliebster Eigenthümlichkeit. Der Vaterkehrte mir den Rücken, ich sah nur sein schönes, weißes Haar, das über den Kragen seines Rockes herabfiel; er war lebhaft in seinen Bewegungen, dabei nicht ohne Würde, wie ein Mann, der eine anerkannte Stellung einnimmt. Ich nahm ihn für einen Gutsbesitzer auf dem Lande, der den Markt in Klagenfurt besuchte zu Einkäufen und zur Unterhaltung, an der er seine Tochter theilnehmen lassen wollte. Als Junggeselle hatte ich eine lebhafte durch kleine Hausstandsorgen noch nicht abgenützte Fantasie, und ich sah das liebe Paar auf seiner reizenden Besizung das freundlichste menschlich schönste Leben führen. Aus dem Umstande, daß das schöne Kind dem Vater eine so sorgfältige Aufmerksamkeit widmete, ihm die Tasse zurecht rückend vollschenkte, schloß ich, daß diese Pflicht dem Mädchen eine gewohnte sei, daß sie dem Vater im Hause die Sorgfalt der verstorbenen Mutter ersetzen müsse. Aus solchen Träumen, die sich um die holde Wirklichkeit des vor mir sitzenden Mädchens schlangen, weckte mich ein junger Mann, der aus dem zweiten Zimmer heraustratend, wie er die Fremden erblickte plötzlich innehielt, etwa eine Sekunde mit errötendem Gesichte schwankend da stand, und sich dann auf das rascheste zurückzog. Die Fremden hatten ihn nicht bemerkt, ich aber hörte ihn durch die zwei rückseitigen Zimmer eilen, und die Ausgangsthüre des dritten Zimmers zuschlagen. Ein junger Mann, der vor einem jungen schönen Mädchen flieht! oder sollte der Papa der Popanz sein! Aber der Rückzug war jedenfalls zu eilig; aus dem zweiten Zimmer hätte sich hinter dem Rücken des abgekehrten Pajaja eine günstige Beobachtungsstation bilden lassen, der Rückzug, oder besser gesagt, die Flucht galt sicher dem schönen Mädchen. Ich blickte wieder zu ihr, da sah ich sie plötzlich auf das lieblichste erröten, eine schöne Freude lachte aus ihrem Auge, als sie vorgebeugt, und sich

unmerklich vom Stuhle erhebend, durch das Fenster auf die Gasse blickte. Auch ich erhob mich etwas vortretend, und sah den Flüchtling von vorher Arm in Arm mit einem andern jungen Mann um die Ecke des gegenüberstehenden Dickmann'schen Hauses hiegen. Der Papa merkte nichts und funkte behaglich sein Kipfel. Das Töchterchen war plötzlich lebendiger geworden, ich wühlte am Billardtische nebenan in einigen Zeitungen, und war neugierig, ob die Holde von ihrer Entdeckung dem Vater Mittheilung machen würde, doch hörte ich nur ganz Gleichgültiges sprechen. Ich kannte den jungen Mann von Gesicht und Namen, und wußte, daß er ein hoffnungsvoller Conceptspraktikant sei, der nach einem kurzen, auf dem Lande zugebrachten Dienstjahre wieder in die Stadt zurückberufen worden war. Somit war Alles in Ordnung, der Praktikant auf dem Lande mußte sich in die schöne Tochter des Gutsbesizers verlieben, und sie mußte ihn, der gebildet und liebenswürdig war, ebenfalls lieben; aber daß er sie jetzt floh — ach so thöricht ist die Jugend! und ich schüttelte dazu mein leise ergrautes Haupt.

Ich war, um das Profil des Mädchens zu genießen, wieder auf meinen Sitz zurückgekehrt, und die „Klagenfurter Zeitung“ möge mir verzeihen, daß ich sie als Bollwerk benützte, um hinter demselben unbemerkt rekonoszirende Blicke auszusenden. Der Papa zog einen schön angerauchten Meerschäumkopf hervor und qualmte bald behaglich die duffenden Wolken.

Er muß doch bald kommen, es ist seine Stunde.

Des Mädchens Antlitz verfinsterte sich.

Sei nicht kindisch, meine Liebe, er ist ein höchst reeller Mensch, und das ist viel in dieser knappen und windigen Zeit. Uebrigens sind es ja Geschäftssachen, die ich mit ihm zu verhandeln habe, und er ist ein höchst reeller Mann. Unsere Ansichten sind zwar nicht ganz die gleichen, aber er ist ein reeller Mann.

Das Mädchen schwieg und schien nicht sonderliche Stücke auf die stark hervorgehobene Reellität zu halten; die Reellität von Liebe und Treue galt ihr offenbar viel höher.

Da öffnete sich die Thüre des Kaffeehauses, und herein trat mit sicherem heftigen Schritte ein Mann von mittlerer Größe, gedrungener Gestalt, offenem Antlitz, derben Zügen, großen grauen Augen und spärlichen, schon grauemengten Haaren an den aufgequollenen Schläfen. Sein erster Blick fiel auf das Paar am Fenster.

Gehorsamster Diener, Herr von Lindeneck. Schönes Fräulein, bin entzückt, Sie zu sehen.

Gott zum Grusse, Herr Wohlbrück, mein Freund!

Mit diesen Worten bot der sich erhebende Papa dem Ankömmling die biedere Rechte, und ein Handschlag klatschte, daß es eine Freude war. Das Mädchen grüßte artig vom Sitze aus. Die Männer setzten sich so, daß Wohlbrück den Sitz dem Papa gegenüber zur Rechten des Mädchens erhielt. Er war offenbar der Erwartete.

Schönes Wetter zum Markte, begann Papa Lindeneck.

Große Seltenheit das, fiel Wohlbrück ein mit einer Stimme, die so laut war, daß sie schon durch ihren Klang zu erkennen gab: ich habe nichts zu verheimlichen, ich komme geraden Weges aus dem

Herzen. Große Seltenheit das, aber gut für den Markt, kommen mehr Fremde. Schon gestern Nachmittag, als ich auf der Böklermarkter Straße hereinfuhr, zog das Landvolk massenhaft zu Fuß und zu Wagen in die Stadt, dachte da in meinem Sinne, jetzt fährt wol auf der Willacher Straße mein verehrter Freund von Lindeneck auch daher in dem grünen Wagen mit den schönen braunen Pferden — Sie haben sie doch nicht verkauft — Lindeneck winkte verneinend, — und da hoffte ich denn so in dem schönen Wagen mit den braunen Pferden werde noch Jemand sitzen, und dieser Jemand sitzt jetzt richtig an meiner Seite. Wie gefällt Ihnen die Stadt, Fräulein Ida? Ah noch wenig gesehen, erst angekommen. Sehen Sie, ich schwärme für das Land, dort findet man doch noch etwas Gemüt! Aber es ist jetzt auch nicht mehr so, wie es war, das macht die verdammte Aufklärung. Der Bauer rechnet, und da hört die Gemütlichkeit auf. Es ist keine Treu' und Glauben mehr. Nur wenige schön: Reste einer besseren Zeit haben sich erhalten, und das ist es, was ich an meinem theuren Freunde, Ihrem Papa verehere. Das ist noch ein Mann! Ein Edelmann von echtem Schrott und Korn. Nie werde ich's vergessen, wie ich zum ersten Male auf Ihr Schloß kam! Sie hatten eben ihre Branntweimbrennerei errichtet — Papa Lindeneck blickte etwas finster — ja ich weiß, es war ein Malheur, daß gerade damals die Erdäpfelsäule eintreten mußte, sonst wäre es ein prächtiges Geschäft gewesen, aber heuer nicht wahr, verehrter Freund, heuer wol in Floribus. Also ich kam auf Ihr Schloß, Sie hatten meinen guten Rath gewünscht, und ich helfe gerne wo ich kann. Wie glücklich fühlte ich mich dort auf jener schönen Besizung, wo Sie geehrt und geachtet in der Mitte Ihrer Unterthanen lebten. Und das Fräulein — ah, wissen Sie Fräulein Ida, Sie trugen damals noch kurze Kleider und weiße Höschchen, noch nicht vierzehn Jahre alt, und waren so verschämt, als Sie beim Kaffe unter der Linde die Hausfrau machen sollten, denn die gute Mama war schon seit einem halben Jahre todt.

Hier unterbrach der Papa die peinliche Wendung der fortrollenden Rede mit einer anerkennenden Bemerkung über die bewährte Gefälligkeit und Geschäftskennntnis seines geehrten Freundes; ich aber murmelte zwischen den Zähnen ein: Verdammter Kerl! Ich kannte den Mann genügend, um mir diese Herzenserleichterung zu verzeihen. Ich wußte zwar nicht, und weiß es noch jetzt nicht, wo er sich eigentlich aufhält, aber daß er häufig, besonders zu allen Marktzeiten nach Klagenfurt kam und Verbindungen im ganzen Lande hatte, war mir bekannt. Er handelte mit Allem, was ihm unterkam. Die seiner nicht bedurften, nannten ihn einen Wucherer, die seiner bedurften, schwiegen. Einem solchen Urtheile, mag es auch noch so allgemein sein, ist zwar nur mit Vorsicht zu trauen, namentlich mit der Beschuldigung des Wuchers ist die Welt meistens aus Unverstand viel zu freigebig, und ich wunderte mich oft, warum die Leute, die Geld brauchen, sich eben an die Wucherer wenden, da die anständigen Leute es ihn.n ja viel billiger gäben; aber in diesem Falle hatte ich spezielle Gründe, der Meinung der Leute beizustimmen. Wen die Noth herbeiführt um die Noth auszubeuten, den mag man getrost einen Wucherer nennen. Wer hätte es diesen

plumpen Fingern angesehen, daß sie mit der Fertigkeit der Spinne das Netz über ihr Opfer weben konnten; wer würde dieser plumpen Rhinocerosgestalt die Arglist des Fuchses, diesen großen blöden Augen den Raubblick des Geiers zugetraut haben? Wenn man ihn erkannte, war es leider meistens schon zu spät. Ich hatte daher wol Ursache, für den Vater und leider auch für das schöne Töchterlein zu bangen; gewiß nur aus allgemeiner Menschenliebe, dennoch — nein, der Abstand der Jahre wäre denn doch zu groß, und der flüchtige Praktikant wird wol zurückkehren, der soll dann die Jungfrau retten. So dachte ich, und ich bin offen genug, es den Lesern einzugestehen.

Unsere Gesellschaft — oder eigentlich der Vater und das Rhinoceros, denn das Mädchen war sehr einsilbig — hatte während meines Monologes ihr Gespräch fortgesetzt. Sie riefen jetzt den Marqueur um zu zahlen.

Also Vormittag sind Sie ganz in Geschäften?

Leider, leider, sehr unangenehme Geschäfte, Verluste drohen!

Da dürfen wir nicht stören. Sehen wir uns zu Mittag?

Bin unglücklich! leider schon geladen, kann nicht absagen. Aber wenn ich mir die Freiheit nehmen dürfte nach Tische?

Schön, wir erwarten Sie um zwei Uhr auf unserem Zimmer beim Sandwirth.

Werde glücklich sein, kommen zu dürfen. Unsere Geschäfte werden bald geordnet sein. Wenn ich dann zu einem Spaziergange einladen dürfte, wie? dem Fräulein die Anlagen am Kreuzberge zu zeigen; schön das von den Klagenfurter, viel Gemeinfinn, prachtvolle Aussicht! Bin kein Kärntner, aber schwärme für diese Aussicht. Haben Sie keine Aktien? Wenn ich ein Kärntner wäre, ich kaufte sie alle auf, das heißt, wenn die Kräfte soweit reichten, als der gute Wille. Also es bleibt dabei. Um zwei Uhr beim Sandwirth, dann um fünf Uhr auf die Anlagen.

Sie gingen, doch das Rhinoceros kehrte bald eilig wieder, hatte seine Handschuhe am Tische vergessen, raffte sie eilig auf, und nahm in aller Geschwindigkeit die auf der Tasse des Fräuleins liegen gebliebenen Stückchen Zucker mit. Das Gewühl des Marktes war mir höchst fatal, nach einigen Hin- und Hergängen begab ich mich mißvergnügt in das Bureau.

Die gewohnte Beschäftigung am Kanzleitische hatte bald meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, ich lebte wieder in meiner Aktienwelt, kaum daß einmal ein Paar dunkle Mädchenaugen in dieselbe, vorüber huschend, hineinblickten. Da erhielt ein Schreiber, der mit mir in demselben Zimmer beschäftigt war, einen Besuch. Es war auch ein Marktgastr vom Lande, der mit dem ihm bekannten Schreiber für den Nachmittag eine Verabredung traf. Beim Fortgehen hörte ich noch die Worte sprechen: Du, der alte Lindeneck ist auch da, und hat sein Töchterlein mitgebracht. Die ist sauber geworden! — Da stand plötzlich wieder Papa Lindeneck auf dem Konzeptbogen vor mir, und aus dem Tintenfass erhob sich das schwarzhaarige Haupt seines schönen Kindes.

Kennen Sie Herrn von Lindeneck? fragte ich die Schreibersseele, die sonst wegen ihres beschränkt böshaftern Gemüthes wenig Gnade vor mir fand.

Ob ich ihn kenne! War ich ja doch als holder Jüngling Schreiber in seinen Diensten!

Der gewesene holde Jüngling mußte meiner Frage ein gewisses Interesse angemerkt haben; darum schwieg er in seiner lebenswürdigen Weise und mochte sich denken: Willst du mehr wissen, so frage. Ich hatte wenig Lust meine Theilnahme weiter zu verrathen, kannte jedoch seine Blandfertigkeit zu gut, um nicht gewiß zu sein, daß er der angewiesenen Fährte kläffend folgen werde. Bald fing er auch an, seine Ansichten über Herrn von Lindeneck in der Form eines Selbstgesprächs, während er fortwährend mit Schreiben beschäftigt war, in abgebrochenen Sätzen mir mitzuthellen: War ein schönes Leben dort am Schlosse. Ein Verwalter und ein Schreiber, wenig zu thun, schmaler Gehalt aber tüchtige Sporteln. Hätten uns beide nicht gebraucht, wenn der gnädige Herr selbst dazu gesehen hätte. Aber hiefür war keine Zeit, nur zu Gelagen, Jagd- und Lustfahrten; konnten es auch thun, das Gut war schön und die Gnädige hatte eigenes Vermögen. Ging aber auch darauf, hab' auch Manches mitgenossen, freilich als Schreiber nur wenig. Ach wenn ich Verwalter gewesen wäre, läße jetzt nicht hier. — — — Und dann erst später die Speculationen. Die stießen dem Fasse den Boden aus. Bodenverbesserung hieß es, Veredlung der Racen, wurden auch Merinoschafe bestellt — alles verkehrt angegriffen, hab' auch dazu geholfen. Manches wäre gut gewesen, aber ehe es Nutzen brachte, gingen die Fonds aus; wurde schnell was Neues angefangen. So lange die Gnädige lebte, hielt es noch zusammen, konnte sie zwar nie recht leiden, hatte was zimperliches — wird das Töchterlein auch nicht anders sein — doch sie wußte Allem doch so ein Geschick zu geben; aber seit sie todt — da geht's schnell bergab. — Ach die Landtafel! — Was da Alles Folio So und Soviel eingetragen steht! Wird schier nichts übrig bleiben. Höre jetzt, daß noch immer Gäste auf's Schloß kommen, furiose und neugierige Gäste, schauen sich Alles so genau an, zählen ordentlich die Bäume im Walde, blutet ihnen das Herz bei jedem Artschlag, wägen mit den Augen die Mastochsen. — Aber d'r Alte ist noch immer der gnädige Herr, und empfängt seine Gäste mit freundlichem Lächeln. Dem Töchterlein werden diese Gäste nicht sonderlich gefallen, weiß nicht, ob einer kommen wird, der ihr gefällt. Ja wenn die Landtafel nicht wäre; aber da — o traurig, traurig!

Ich hatte genug gehört. Wenn ich auch alles in Abzug brachte, was auf Rechnung des boshaft undankbaren Berichterstatters zu setzen war, so blieb doch genug wirklich Trauriges übrig. Die Freundschaft mit Wohlbrück war mehr als hinreichend erklärt.

Die Stunde des Mittagmahles war herangerückt, ich ging gewohntermassen zum Saudwirth und war so glücklich, meinen täglichen Platz noch unbesezt zu finden. Die Lage desselben kann zwar die Leser nicht im geringsten interessieren, aber zum Verständniß des Folgenden ist es nothwendig, dieselbe zu schildern. Im zweiten Zimmer des Erdgeschosses zieht sich von der Mitte der Längenwand aus, zwischen zwei Tischen die längs den Breitewänden stehen, ein Tisch nach der Tiefe des Zimmers zu, so daß nur ein sehr geringer Raum zwischen dem Mitteltische und den zwei Seitentischen besteht. An diesem Mittel-

tische präsidirte ich auch heute wie gewöhnlich. Zu meiner Rechten waren noch zwei Gedecke leer, die übrigen Plätze waren zumeist von Marktgästen besetzt, nur an dem Tisch rechts hatten sich schon mehre gewöhnliche Gäste, meistens junge Beamte eingefunden. Bald trat auch Papa Lindeneck mit seiner Tochter ein, und richtete seine Schritte zu den zwei leeren Stühlen an meiner Seite. Er grüßte freundlich seine Nachbarn, und wie er sich erst behaglich niedergelassen, und die Speisefarte mit Kennerblicken gemustert hatte, war er nicht abgeneigt, mit mir ein gemüthliches Tischgespräch anzuknüpfen. Das Fräulein nahm ruhig von den Speisen und manchmal — das ließ ihr so gut — mit der auffahrenden Hand die Haare an der Stirne glättend. Sie trug nur einen Ring an der schönen Hand, es war wol der Trauring ihrer verstorbenen Mutter.

Das Klirren der Bestecke, die Stimmen der Gäste schmolzen zu einem summenden Geräusche zusammen, aus dem nur hie und da ein lautes Wort unserer jungen Nachbargäste, die hinter dem Rücken des Mädchens saßen und nach ihren verschiedenen Wendungen mit diesem Plaze nicht sehr zufrieden schienen, hervortönte. Da sah ich plötzlich das Fräulein wieder erröthen, wie heute Morgens. Unwillkürlich blickte ich umher, ob vielleicht der flüchtige Ketter wieder irgendwo aufgetaucht wäre? Aber nirgends eine Spur. Ich kann doch keine Veranlassung gegeben haben? Das Gespräch mit dem Papa war das unverfänglichste, und meine Blicke von väterlicher Bescheidenheit! Ah, das Fräulein horchen, die etwas zurückgelehnte Stellung verräth sie! Aber da hör' ich nichts als von Prozessen, Chefs u. s. w. sprechen, worüber kein Mädchen in der Welt erröthet. Jetzt reden sie von einem gewissen Absalon

Warte nur, du triffst ihn sicher hier, er kommt alle Tage.

Wäre mir auch sehr leid, ich habe ihn schon so lange nicht gesehen, mußte den ganzen Vormittag Aufwartungen machen, und muß in einer Stunde fort. Ein prächtiger Junge das, voll Feuer und Geist. War und ist mir der liebste Jugendfreund. Auf der Universität hätten ihn kennen sollen; immer in der besten Gesellschaft, gesucht und gehätschelt, und doch unter Kollegen das fidelste Haus. Ach damals trug er noch die schönen, langen, wallenden blonden Locken, von denen er den Spignamen erhielt, und die er später am Altare des Vaterlandes opferte, wie ich die jugendliche Zierde meines

Nun dein Opfer war jedenfalls ein viel geringeres, fiel ein Dritter ein.

Die Scherzreden hüpfen hin und her und die Jungfrau fand wieder Zeit zum Essen, ohne zu erröthen.

Der Zusammenhang war gefunden, ich kannte ein blond gelocktes wenn auch geschorenes Haupt, es saß auf dem Kumpfe eines flüchtigen Praktikanten. Ein neuer Gast, ein Bekannter der jungen Herren trat ein und wurde mit dem allgemeinen Zurufe: Wo weilt Absalon? empfangen.

Ja der! antwortete der Ankömmling, der dinirt heute in Veld en am romantischen Gestade des Wörthersees an der Seite seiner Dame, der er eben jetzt versichert, seine Liebe sei tiefer als der See, und

reiner als seine Wogen, wenn das heitere Himmelsblau sich in ihnen spiegelt. Ich sprach ihn heute früh im Kaffeehause, wo er plötzlich davon rannte, um die Abfahrt des Dampfers nicht zu versäumen.

Das ist nicht mehr die Röthe der Freude auf den Wangen des Fräuleins, es ist das tiefere Roth des aufwallenden Schmerzes, an den das Herz noch nicht glauben will und kann.

Nun siehst du, was wir gesagt, er ist gebunden, gefesselt, gefangen. Und wer ist die Dame?

Die schönste Witwe von Klagenfurt, jung, liebenswürdig und reich! Es ist ein sehr ernstes Verhältnis. Ich wünsch' ihm Glück!

Weil er mit ihr eine Spazierfahrt macht — —

Er ist immer an ihrer Seite, auf Spaziergängen, im Theater, zu Hause — —

Sie studieren zusammen Shakespeare, jetzt lesen sie Romeo und Julie. Glücklicher Romeo!

Glückliche Julie! fiel der Jugendfreund ein.

Arme Rosalinde! sprach ein bleicher junger Mann.

Was, auch eine verlassene Rosalinde! Ich will nicht hoffen, daß daran was Ernstes hängt.

Wie weit es ernsthaft, weiß ich natürlich nicht genau, aber als Absalon vom Lande zurückkehrte, sprach er ganz begeistert von einem schönen Kinde.

Nun und jetzt?

Das Mädchen ist arm, und die Witwe reich.

Bei Gott das ist's nicht! mein Wort für meinen Freund!

Was dann — doch lassen wir das hier.

Nein, nein! Wenn er sein Wort gegeben.

Wer sagt das? Es mag eine flüchtige, unausgesprochene Neigung gewesen sein. Mein Gott, in unsern Verhältnissen, wo wir erst heiraten können, wenn wir nicht mehr lieben, ist ein solches Aufgeben der Neigung das Alltäglichsste.

Das Alltäglichsste! ja, sprach der bleiche junge Mann.

Der armen Ida war alles Blut aus dem Antlitz gewichen, der Blick schwamm in Thränen, die Hand war leise an das Herz gedrückt.

Sie erhob sich und sprach leise zum Vater: Mein Zahnschmerz! Ich geh auf das Zimmer und dann zu meiner Freundin.

Kind nimm die Tropfen, wir haben sie ja mitgenommen — ich hab ein vortreffliches Rezept, sprach er zu mir gewendet, und bereite sie selbst — und dann vergiß nicht längstens um vier Uhr mußt du zurück sein.

Die arme Ida entfernte sich, traurig folgte ihr mein Blick. Ich setzte mit dem Papa ein Gespräch über Landwirtschaft fort und hörte nebenbei die lauten Reden der Nachbarn. Absalons Freund, der inzwischen nähere Details über das Verhältnis zur schönen Witwe erhielt, die dieser sehr zur Ehre gereichten, suchte sich das Alles mit seiner guten Meinung von seinem Freunde zurecht zu legen.

Ich begreife wie das gekommen. Ich setze voraus, daß er zu Rosalinden in keinem irgendwie bindenden Verhältnisse gestanden. Er hat Ehrgeiz und den ausgesprochensten Sinn für den Glanz eines

reichen geordneten Haushaltes. Ihm blieb nur die Wahl, jetzt zu entbehren, um einst mit verkümmertem Herzen genießen zu können, oder gleich mit Aufopferung einer stillen Neigung in eine Stellung zu treten, die seinem Ehrgeize, seiner Lebens-Anlage entsprach. Ich werde den Stein nicht gegen ihn aufheben. Möge er glücklich sein, und die Wahl nie bereuen.

Die jungen Herren entfernten sich. Ich sprach mit dem Papa, der eine zweite Bouteille mit dem Bewußtsein eines Lebemanns leerte. Er war für jeden Fremden ein wirklich liebenswürdiger Greis. Sein Leichtsinm offenbarte sich da nur als heitere Lebensansicht. Er hatte einen ziemlich umfassenden Gesichtskreis, und wußte über Allerlei ganz artig zu sprechen. Ohne irgendwie gründliche Kenntnisse zu besitzen, konnte man doch von ihm sagen wie von so Vielen, er hätte seine Bildung aus der Allgemeinen Zeitung geschöpft. Er war auch so artig, mich, wenn ich Oberkärnten besuchen sollte, auf seine Besingung einzuladen, er freute sich, mir da einige wichtige Verbesserungen zeigen zu können. Wer sollte auch dem Volke ein gutes Beispiel geben, wenn nicht wir, das ist unsere Stellung in der neueren Zeit!

Lindeneck sah auf die Uhr, es war die zweite Stunde; schnell erhob er sich und empfahl sich so warm, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt.

Gegen fünf Uhr ging ich auf die Kreuzberg-Anlagen. Bei der Brücke, die dort über jene Schlucht gebaut, begegnete ich wieder meinen Leuten. Der Alte rieb sich ganz vergnügt die Hände, das Rhinoceros strahlte vor Freude, in seinen Augen lag ein klebriger Glanz. Und die Tochter — sah sehr leidend aus, hatte aber doch den Arm des „verehrten Freundes“ angenommen, der sie festhielt, wie ein bald verfallendes Faustpfand.

Sie schwanden um die Ecke.

Arme, verkaufte Jda! An der Seite eines ungeliebten Gatten mag der Gedanke Dich trösten, daß Du aus Kindesliebe Dich geopfert! Mit diesem wehmütigen Ausruf schließt unsere Marktnovelle.

Klagenfurt, im Spätherbst 1855.

Nannele.

Aus dem Portale des Schlosses rollte der Wagen, auf dessen schwelenden Rissen sich der Gebieter und die Gebieterin wiegten. Die Pferde bogen auf der hart vorüberführenden Hauptstraße rechts ab, der nahegelegenen Stadt zu, die im raschen Trabe in einer Stunde zu erreichen war. Die drückende Hitze des Sommertages war von den leisen Lüften des beginnenden Abends gemildert, und um das jugendlich blühende Antlitz der Frau flatterte kühlend der Schleier. Gehäbig dehnte der Herr, wie er auf seiner Bestizung schlechtlin genannt wurde, die wohlgenährten Glieder, und auf seinem heiteren wohlwollenden Antlitze thronte eine gesättigte Freundlichkeit. Der Mann hatte offenbar gut gespeist und gut verdaut. An der Seele, die aus diesen gutmütigen Augen in die Welt schaute, zehrte keine ungestillte Sehnsucht. Was sollte ihm auch fehlen? Er lebte in den angenehmsten Verhältnissen. Sein Vater, ein äußerst thätiger und betriebsamer Kaufmann, hinterließ ihm ein ansehnliches Vermögen. Der Sohn suchte es zwar nicht auf den Wegen des Vaters zu vermehren, doch wußte er das Ueberkommene zusammenzuhalten. Er gab den väterlichen Handel auf, und kaufte sich zu günstiger Zeit, als Grund und Boden einen sehr geringen Werth hatten, eine eben ausgetotene Staatsdomäne, die bei dem schnellen Steigen der Holz- und Getreidepreise ihm in wenigen Jahren eine reichliche Rente abwarf.

Sein steigender Reichtum, verbunden mit lächelnder Gutmütigkeit, hatten ihm bald eine geachtete Stellung in der Gesellschaft errungen. Er fehlte nie, wo es galt, ein gemeinnütziges Unternehmen zu unterstützen, bei allen wohlthätigen und wissenschaftlichen Vereinen der Heimat fand man den Namen Karl Brückner verlässlich unter den Mitgliedern, ja er stimmte oft mit im engeren Ausschusse, und die Landwirthschaftsgesellschaft hatte den großen Grundbesitzer sogar zum Präsidenten-Stellvertreter erwählt. Ein noch mächtigeres Förderungsmittel der gesellschaftlichen Stellung des reichen Mannes war seine junge schöne Frau. War er ein Mann von mäßigen Gaben, von schlichtem, das Nahe liegende richtig fassendem Verstande, so war es seine Frau, die „dem Guten den Glanz und den Schimmer verlieh.“ Auch sie entstammte, als

einziges Kind einer reichen Bürgerfamilie, deren Reichthum auf dem goldenen Boden des Gewerbes erwachsen war. Sie hatte, früh der Mutter beraubt, durch des Vaters Eitelkeit eine sogenannte bessere Erziehung genossen, das heißt, sie war von unterschiedlichen Lehrmeistern in allen damals üblichen Lehrgegenständen unterrichtet worden; sie sang, spielte am Clavier, und sprach französisch besser als manche vornehme Dame. Mit lebhaftem Geiste und mit angeborenem Sinne für Eleganz begabt, erregte die schöne Tochter des reichen Lederermeisters bald allgemeines Aufsehen, und unser Herrschaftsbesitzer war der Glückliche, der die Braut heimführte. Und er war wirklich glücklich zu preisen. Wenn sie sein Haus zu einem Sammelpunkte der guten Gesellschaft gestaltete, so wußte sie mit eben so sicherem Tacte die Sorgen der Wirtschaft zu übernehmen, und das Haus in der Stadt, wie das Schloß auf dem Lande war geregelt im Innern und behaglich dem Gaste. Dies Alles war der Frau überlassen, vor deren überlegenem Geiste der Gatte halb unbewußt große Ehrfurcht hatte.

Sie fuhren eben von einem kurzen ordnenden Besuche auf ihrem Herrschaftssitze in die Stadt zurück. Schweigend saßen sie in dem Wagen nebeneinander, und zu beiden Seiten der Straße nickten ihnen die hohen, reichen Aehren ihrer Felder freundlich zu. Da, bei einer raschen Wendung des Weges, hob die schöne Frau seufzend den Arm, als ob sie auf eine wunde Stelle ihres Glückes deuten würde. Hart am Wege stand eine halb gemauerte, halb aus Brettern gezimmerte Hütte, und vor dem offenen Thore tummelten sich fünf Kinder, die jüngsten halb nackt, die älteren ärmlichst gekleidet, das älteste nicht sieben Jahre zählend. Auf ein Wort der Frau hielt der Wagen, und während der Gemal halb besorgt, halb unzufrieden murmelte: wozu sich aufregen! sprang die Frau schon aus dem Wagen und eilte zu den freundlich ausblickenden Kindern. Der Gemal folgte zu der Gruppe. Die Mutter der Kinder war aus dem Thore getreten, und küßte die Hand der gnädigen Frau, die den Kindern, die auf solche Begegnungen schon gewohnt schienen, einige Gaben aussteilte. Dann setzte sie sich auf die Bank vor dem Hause, und ein kleines etwa fünfjähriges blondgelocktes Mädchen innig an sich ziehend, vertiefte sie sich sinnend in das klare blaue Kinderauge, das freundlich die bekannte Wohlthäterin anblickte. Plötzlich erhob sie sich, das Kind sanft niederstellend, und nahm den Gemal beiseite auf den Nasenplatz, wo über den zerfallenen Zaun des winzigen Gärtchens ein Paar Georginen ihre Häupter erhoben.

Lieber Carl! was wir neulich gesprochen, o thun wir es heute! Aber Sofie bedenke, das will wohl erwogen sein. Es war ein flüchtiger Gedanke; ich sage nicht, es soll nicht sein, aber besprechen wir es erst genauer.

O nicht so, thun wir das Gute schnell. Seit fünf Jahren warten wir vergebens auf ein Glück, das uns der Himmel versagt, suchen wir einen Ersatz dafür, indem wir eine Wohlthat ausüben. Sieh nur dort das liebe freundliche Kind, wie es unter dem Schmutze, unter der Not verkümmern wird. Wir sind reich, wir haben Niemand Rechenschaft zu geben, wir können dem Zuge unseres Herzens folgen. Das Kind ist noch unverdorben, wir können aus demselben machen,

was wir wollen, es wird uns Vater und Mutter nennen; was brauchen wir zu überlegen; wenn wir es morgen thun, bestehlen wir uns um das Glück des heutigen Tages!

Nun, liebe Sofie, wie du meinst, so rede mit der Mutter. Und schon eilte die Frau zu der Mutter, und mit flammenden Augen sprach sie die hastigen Worte:

Mutter, gebt uns euer Nannele, es soll unser Kind sein und wir wollen es glücklich machen!

Der armen Frau schoß alles Blut in das Gesicht. Unbewußt ergriff sie die Hand ihres Kindes, aus den unsicher blickenden Augen rollten schwere Thränen, und der zitternde Mund vermochte nur die Worte zu sprechen: Mein Nannele!

Gebt es uns, wir haben keine Kinder; wir werden treu und ehrlich für dasselbe sorgen. Mit diesen Worten wandte sich der Gemal an die Mutter: bedenkt, wie schwer euch die Last der Erziehung wird.

O mein Gott, ich weiß ja, die gnädige Herrschaft ist so gut, und dem Glücke meines Kindes will ich nicht im Wege stehen. Möge es ihr besser ergehen als uns. Aber der Vater —

Er wird es einsehen wie Ihr, daß es zum Wohle der Kleinen ist, sprach die gnädige Frau.

Eben kehrte der Vater mit Schaufel und Haxe von der Tagelöhnerarbeit heim, das Unerwartete ward ihm mitgetheilt, und nach der ersten unwillkürlichen Regung der Vaterliebe preßte die Noth auch ihm das Zugeständnis ab.

Sofie drang darauf, daß die Kleine gleich jetzt, wie sie gehe und stehe, mitfahren solle, und wollte kaum gedulden, daß das betroffene Nannele gereinigt und in den besten Puz der Armuth geworfen wurde. Heute noch mußte das Kind in die Stadt mit, und der Wagen rollte, um eine geringe Bürde schwerer, auf der Straße fort. Die Geschwister sahen verwundert der glänzenden Equipage nach, Vater und Mutter aber machten mit thränenreichen Augen wiederholt das heilige Kreuzzeichen hinter dem im Abenddunkel dahinfliegenden Wagen.

Im Wagen zwischen Brückner und seiner Gemahlin lag das kleine Nannele gehüllt in das Tuch der Dame, um die Bettlerblößen zu verdecken. Wohlwollend schaute des Mannes Auge auf sein Pflegekind, und Sofie drückte das Kind oft an sich und küßte die Stirne, über welche blonde Locken im Winde flogen. Durch die langgestreckte Vorstadt flog der Wagen und staunend schaute das Kind die Häusermenge, die sie bisher nur von der Ferne mit ihren emporragenden Thürmen gesehen hatte. Unruhig wogte es an ihrer Brust und haltlos wirbelten die Vorstellungen in dem kleinen Köpfchen, da fuhr prasselnd über das Stadtpflaster der Wagen in ein hohes, schönes Haus. Keinem der beispringenden Diener überließ die Dame ihr junges Glück. Selbst trug sie das Kind der Armut hinauf durch die weiten hohen Zimmer, in denen der Reichtum die Wünsche des Geschmacks befriedigt hatte, bis in das stille, behagliche Schlafzimmer, wo sie die liebe Last und sich mit ihr auf den Divan legte und die Kleine mit tausend Küßen bedeckte.

Nun bist du mein, mein Glück und mein Leben!

Schnell wurden alle Anordnungen getroffen, bis zum frühen Morgen mußte die nothwendigste Kindergarderobe beige stellt sein, von einer reich mit Kindern gesegneten Freundin wurde die Wäsche für die heutige Nacht entliehen, denn schnell mußte jede Spur der Armut entfernt werden, in einem Bade wurde sie abgeschwemmt und dem neugeborenen Kinde von der glücklichen Frau die Abendkost gereicht. Am Divan ward das Bett improvisirt und die Kleine, die wachend träumte, in die weichen Decken gehüllt. Ueber das Bett gebeugt, sang mit leiser Stimme Sofie ein Schummerlied. Schnell entschummern Kinder, und all das Neue hatte die Kleine ermüdet. Keine Minute verließ die Frau das Bett ihres Engels, der Abendtisch wurde im Schlafzimmer gedeckt, und der Mann häufig gemahnt, mit halber unterdrückter Stimme zu sprechen, um den Schlaf der Unschuld nicht zu stören. Und als es still ward, führte Sofie den Gatten hin zu dem Bette der Kleinen, und er mußte ihr schwören: dem Kinde ein wahrhaft liebender Vater zu sein. Sofie fand vor Aufregung nicht den Schlaf; immer wieder zog es sie zum Bette: ob die Kleine schlafe? Mitternacht war schon vorüber, und wieder stand sie am Bette, da schlug das Kind die Augen auf und sah beim milden Schimmer der matten Glaslampe die schöne Frau im weißen Nachtkleide über sich gebeugt, wie die Fee, von der die Mutter im Märchen erzählte. Freudig erschreckt, aber lautlos schloß das Kind die Augen und entschummerte wieder. Spät am Morgen, der gedämpft durch die verhängten Fenster blickte, erwachte Nannele — als Nina. Unter Küßsen und Tändeleien wurde ihr die Namensveränderung beigebracht, die ganze Dienerschaft hatte hierüber die bestimtesten Weisungen erhalten. Im kurzen Kinderkleide, Höschen und niedlichen Schuhen sah Nina allerliebste aus, ihren natürlichen Lockenschmuck hatten die Werkzeuge der Cultur, Kamm und Bürste, nur wenig zu ordnen nötig. War das ein Jubel den ganzen Tag über; allen Bekannten, und die Neugierde führte sie zahlreich zusammen, wurde das Kind vorgestellt; es ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, und des Küßsen und Kosens war kein Ende. Nannele — doch auch wir müssen ja jetzt Nina sagen — ließ es sich gefallen, wie jedes Kind, ohne daran eine sonderliche Freude zu haben. Die neuen Kleider und die feine Kost behagten ihr besser, nur schienen ihr die Bissen etwas klein, denn Mama besorgte, das Kind armer Eltern sei bisher des Essens noch gar nicht recht gewöhnt, und hatte keine Ahnung von den riesigen Brodstücken, die dieser zarte Kinder Magen bisher in freier Luft tüchtig verdaut hatte. Das Nothwendigste war, natürlich, schnell eine französische Bonne zu verschreiben, und da Nina auch nicht das reinste Deutsch, sondern den blühendsten Dialect mit allen üblichen Kinderzuthaten sprach, so wurde der erste Lehrer der Stadt durch gutes Geld gewonnen, der Kleinen eine gebildete Aussprache und die ersten Elemente des Wissens „spielend“ beizubringen. In allen freien Stunden war Nina, so weit es nur möglich war, an der Seite der Mama, und ihr Kinderbett stand in dem Schlafzimmer derselben.

Uebernommene Verpflichtungen, sprach Sofie zu ihren Freundinnen, muß man gewissenhaft erfüllen; ich darf das Kind nicht, wie so viele andere Mütter, fremder Obsorge überlassen.

So vergingen Monate, ohne daß Nina mit ihren Eltern und Geschwistern zusammen gekommen wäre. Es wurde das absichtlich gemieden, um das Kind ganz in die neuen Verhältnisse einzuleben und um es der neuen Mama recht anhänglich zu machen. Nina war ein gutes Kind und da man ihr nur Gutes erwies, so war sie anhänglich und froh. Endlich sollte die Zusammenkunft mit der Mutter wieder stattfinden. Auch der ältere Bruder und die jüngere Schwester sollten mit in die Stadt zum kurzen Besuche kommen. Nina sollte, um das natürliche Kindesgefühl nicht zu unterdrücken und zugleich das Bewußtsein ihrer neuen Stellung zu erhalten, bei dieser Gelegenheit ihre Angehörigen beschenken.

An einem Wochenmarkttage kam die Mutter mit den zwei Kindern. Nina war sorgfältiger als sonst gekleidet und hielt in der einen Hand ein Papier, das sie nicht kannte, es war eine Banknote, um es der Mutter zu übergeben, und in der anderen Hand blanke Silberzwanziger als Geschenk für die Geschwister. Die Mutter mit den Kindern ward hineingeführt, und mit einem Freudenschrei stürzte Nannette auf die Mutter zu, und Papier und Silberstücke fielen zu Boden. O wie liebevoll schaute die Mutter auf ihr weinendes Kind und streichelte seine Locken. Peterle und Mariedel zupften so freundlich an dem feinen Kleide des Schwesterchens. Mama aber stand unzufrieden daneben und der Neid schlich durch ihre Brust.

Das Kind ist gesund, Mutter, sprach Sofie; es ist meine größte Freude, für seine Ausbildung zu sorgen.

O tausend Dank und Gottesseggen für Alles, was Sie meinem Kinde thun!

Komm Nina und gib der Mutter und den Geschwistern, was du ihnen bestimmt hast. Siehst du, du bist nun reich, und deine erste Pflicht ist es, die Deinen zu unterstützen.

Nina hob das Papier auf, und wie sie die Silberstücke suchte, war Peterle schnell am Boden, und holte die versteckten unter Tischen und Stühlen hervor.

Der Besuch dauerte nur kurz, aber ehe sie schieden, war Nina in das Nebenzimmer gelaufen, und brachte Kuchen, prächtige Kuchen, um sie dem Bruder und der Schwester in die Taschen zu stecken. Sie wollte sich nicht beruhigen und weinte, da sie beim Abschied aus dem Vaterhause doch keine Thräne vergossen hatte.

Als der Gemal nach Hause kam, erzählte ihm Sofie das Erlebte. Er meinte, die Zeit seit die Kleine bei ihnen, sei noch zu kurz, je mehr sie heranwache, je mehr werde sie den Werth ihres Glückes zu schätzen wissen. Sofie gab dies zu, fürchtete jedoch, daß wenn sie und Nina mit ihnen im Frühjahr häufiger wieder das Landgut besuchen werden, dürste die Nähe der Eltern immer störend auf die Erziehung und die Anhänglichkeit ihres Kindes einwirken.

Ich glaube, fuhr sie fort, es wird nothwendig sein, die Eltern zu entfernen. Wir dürfen es aber nur thun, wenn wir ihre Lage verbessern, du suchst einen verlässlichen Mann, dem du die Aufsicht deiner Gebirgshube anvertrauen könntest, nimm Ninas Vater dazu. Wir lösen

ihnen Hütte und das kleine Feld ab, und sie ziehen hinauf, wo sie leicht und sorgenlos leben. So ist uns und ihnen geholfen.

Ich werde es mir überlegen, sprach der Gemal, und die kluge Frau wußte, daß ihr Wille geschehen werde.

Nina wuchs gehätschelt heran. Die Bonne war angekommen und das Kind in Abwesenheit oder Verhinderung der Frau wie billig ihrer Obforge anvertraut. Doch immer noch stand ihr Kinderbett in Sofiens Schlafzimmer und des Abends, wenn Gesellschaften nicht hinderlich waren, jedenfalls aber des Morgens sprach Nina ihr Gebet am eleganten Betpulte an Mamas Seite, denn Religion, sprach diese, ist die Grundlage der Erziehung. Es war die Erziehung überhaupt das Lieblings-thema Sofiens, und mit Frauen und besonders mit unterrichteten Männern wurden von ihr darüber die wichtigsten Fragen erörtert. Nina wurde auch nach und nach weniger als Spielzeug in die Gesellschaft gebracht, denn Kinder, so hieß es, müssen im Stillen ihre Entwicklung durchmachen. Diese Entwicklung war nun bei Nina eine ziemlich langsame, ganz und gar gewöhnliche; wie gerne hätte Sofie über Unarten des Kindes geklagt und sie verziehen, wenn sie wichtig gewesen wären. Unarten hatte Ninna allerdings, aber ganz ordinäre, die vertrauliche Anhänglichkeit an Dienstboten schien ein bedenkliches Zeichen angeborener niedriger Gesinnung und verursachte Sofien manchen Kummer. Da ward Nina vom Scharlach befallen — es war schon ein Jahr verstrichen, seit sie ihr Vaterhaus verlassen — und Sofie ließ es an keiner Sorgfalt und Pflege fehlen, die Bonne mußte des Nachts ihr Bett in dem Schlafzimmer der gnädigen Frau aufrichten, und wurde hundertmal gefragt, ob das Fieber zunehme, ob die Decke nicht abgefallen u. s. w. Der Herr des Hauses fand das für die Frau viel zu anstrengend, und bestand darauf, sie solle sich schonen, und dem Kinde in dem Zimmer der Bonne die Schlafstätte anweisen. Sofie widersprach, und fügte sich endlich, wie sie ihren Freundinnen versicherte, nur dem bestimmt ausgesprochenen Willen ihres Mannes: Ach wir Frauen müssen doch immer nachgeben! — Nina genas, aber ihr Bett blieb an der Seite ihrer gutmütigen Bonne. Die Krankheit hatte keine vorteilhafte Wirkung auf ihr Aeußeres, sie blieb hager, und immer mehr entwickelte sich eine gewisse Verbtheit der Züge, und als später ihr Lockenhaar in Zöpfchen geflochten ward, hatte ihr Gesichtchen vollends nichts Einnehmendes. Das war nicht das Kind mehr, das man einer Gesellschaft mit stolzer Freude vorweisen konnte. Sofie hatte in der ersten Zeit den Plan gehabt, sich mit der Kleinen am Schoofe malen zu lassen; es war durch Zufall unterblieben, und als der gutmütige Gemal nun wieder die Sache aufnehmen wollte, lehnte sie es unter verschiedenen Ausflüchten ab. Immer blieb das Kind der Bonne überlassen, und die Lehrer kamen und gingen; sie wurden mitunter über die Fortschritte ihres Zöglings gefragt und ihre klaglosen, aber durchaus nicht begeisterten Antworten mit Ruhe hingenommen.

So verstrichen fünf Jahre, während welcher die ursprüngliche schnelle Neigung Sofiens zu dem Kinde immer mehr schwand, wodurch natürlich die innere Anhänglichkeit Ninas an die neue Mama auch nicht erhöht wurde. Sie schloß sich um so inniger an die Bonne an

und fühlte sich beengt und gehemmt, so oft sie mit Mama in Berührung kam. Nina konnte sich von der Veränderung, die um sie vorgegangen war, allerdings keine Rechenschaft geben, aber sie fühlte sie doch. Diener und Hunde wissen gleich, wer Herr im Hause ist und an der Herrschaft Theil nimmt, und wenn es auch noch Niemand wagte, gegen Nina unfreundlich zu sein, so war man doch auch nicht besonders freundlich gegen sie, trotz ihrer Freundlichkeit; sie war wol noch das Kind des Hauses, aber ein vernachlässigtes Kind.

Die Gräfin Landskron saß eines Tages an der Seite Sofiens im Besuzzimmer. Die Gräfin galt allgemein als die wohlwollendste und verständigste Frau. Durch den Tod ihres Gatten und ihrer Kinder vereinsamt, füllte sie die Leere ihres Herzens durch Wohlthaten aus; ihre besondere Sorgfalt war der unter ihrer Leitung stehenden Kleinkinderbewahranstalt gewidmet.

Ach, theuerste Gräfin, begann Sofie, ich bedarf Ihres erfahrenen Rathes in einer hochwichtigen Angelegenheit. Es betrifft das Glück eines Menschenlebens; es handelt sich um meine Ziehtochter Nina. Sie wissen, wie ich Nina liebe, daß wir sie als unser Kind aufgenommen, zwar noch nicht gesetzlich, aber in unserem Herzen, daß sie dereinst besitzen soll, was wir besitzen, und daß wir nichts dafür verlangen, als ihre Liebe. Und nun müssen wir sehen — das Kind liebt uns nicht, es hat kein Herz für uns, und sein Sinn ist auf Niederes gerichtet. Rathen Sie uns, verehrte Gräfin, wie ist da zu helfen.

Die Gräfin ließ ihr verständiges Auge auf dem aufgeregten verlegenen Antlize Sofiens ruhen, und begann ruhig mit ihrer klaren Stimme: Ich fürchte, meine Liebe, Sie haben einen Mißgriff begangen. Sie können das Kind der Armuth mit Reichthum überschütten, aber Sie können dem niedrig Geborenen nicht den vornehmen Sinn einhauchen.

Die Gräfin sah bei diesen Worten die Wolke des Unmuthes über dem Antlize der bürgerlichen Dame schweben, und indem ein feiner Zug ihren Mund umspielte, fuhr sie fort:

Ich fürchte nicht, daß Sie mich mißverstehen werden, daß ich diese Worte an Sie, meine Liebe richte, zeigt schon, in welchem Sinne ich sie nehme. Sie werden mich nicht der Thorheit fähig halten, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Blute des Adelligen und des Nichtadeligen anzunehmen, es kann leider auch ein Adelliger niedrig denken, und ein Niedriggeborener adeligen Sinnes sein. Das sind jene Naturen, die sich emporarbeiten und ihre Stellung an der Seite der Edlen sich erringen. Aber die Naturanlage muß da sein, mag sie nun im Blute oder wo anders stecken. Ich fürchte, sie fehlt, so viel ich selbst beobachtet und nach dem was Sie selbst gesagt, bei Ihrer Kleinen. Ich würde daher rathen, jezt so lange es noch an der Zeit, ihrer Erziehung eine andere Richtung zu geben. Erziehen Sie sie für den untergeordneten Mittelstand, und Sie werden sie glücklich machen. Sie können sie sodann mit einer entsprechenden Aussteuer einem verständigen Manne verheiraten; ein Schreiber auf ihrem Gute, ein fleißiger Handwerker, oder so etwas wird sich wol finden. Lassen Sie sie jezt die öffentliche Schule besuchen, sie soll erkennen lernen, daß sie nichts vor Anderen voraus habe, beschränken Sie nach und nach ihre Kleidung auf das

Einfache und Nothwendige, und dann, wenn sie einen für ihre Stellung hinreichenden Unterricht genossen, senden Sie selbe auf Ihr Landgut, dort möge sie bei der Wirthschaft aufwachsen.

O Gräfin, ich bewundere Ihren Scharfsinn; Sie haben wahrlich der Sache auf den Grund gesehen. Aber ich muß gestehen, mein Herz sträubt sich gegen Ihre Gründe. Ich verliere viel dabei, ich verliere ein Kind! Aber wenn ich bedenke, daß es Ninas Glück gilt. — Ueberlegen Sie Liebste, was ich gesprochen, mit diesen Worten erhob sich die Gräfin.

Frau Brückner aber überlegte sehr wenig, denn sie hatte ja gehört, was sie, ohne es selbst sich zu gestehen, hören wollte, und des Abends in traulicher Stunde mußte es der Gemal hören, und der Erziehungsplan der Gräfin ward angenommen.

Zunächst mußte nun die Bonne entfernt werden; da Sofie jedoch den sehr löblichen Grundsatz hatte, Niemanden, der in ihrem Hause bedientet, ohne bestimmte sichere Versorgung zu entlassen, so verging noch ein halbes Jahr, bis jene in einem bekannten guten Hause untergebracht wurde. Nina mußte nunmehr die öffentliche Mädchenschule besuchen, und indem Sofie der Vorsteherin ihr Pflegekind empfahl, ließ sie klar durchschimmern, daß sie durchaus keine ausnahmsweise rück-sichtsvolle Behandlung wünsche. Sie sprach sehr vernünftig, wie schädlich es sei, wenn Kinder vermöglicher Leute schon in der Schule bevorzugt werden, und dadurch allen Maßstab ihres persönlichen Wertes, ihrer eigenen Kräfte verlieren. Nina wurde in der Schule von den Kindern angesehener Leute nicht als vollbürtig behandelt, was ihr jedoch durchaus keine Kränkung verursachte, sie hielt sich zu den ärmeren aber braven Kindern, machte ganz erträgliche Fortschritte, und ohne daß sie es wußte, stachelte fremdes Wissen, fremder Fortschritt zum Fleiße sie an. Nach einem Jahre war sie unter den ersteren und sollte ein Prämium empfangen. Sofie erfuhr es, und äußerte sich, daß es ihr aus Erziehungsrücksichten sehr erwünscht wäre, wenn Nina keine so auffallende Auszeichnung erhielte, die auf die Entwicklung ihres Gemüths eine unvortheilhafte Einwirkung ausüben könnte. Nina hatte gar keine Ahnung davon, daß ihr eine solche Auszeichnung bevorstünde, indem sie auf ihr Wissen gar keinen Werth legte, und selbst die aufstachelnden Reden ihrer Mitschülerinnen, die mit dem unbeugsamen Rechtsgeföhle der Jugend von Ungerechtigkeit sprachen, hatten auf sie keine Wirkung, und sie schrieb die allgemeine Entrüstung der allgemeinen Unbeliebtheit zu, welche sich oft gegen Vorgezogene geltend macht. Ihr Leben im Hause war immer mehr und mehr in den Dienstbotenkreis gebannt, und an die Stelle der Bonne war nunmehr das Dienstmädchen getreten, welches als ein altes Mitglied des Haushaltes, von der Herrschaft entschieden bevorzugt wurde, was jedoch das Stubenmädchen nicht hinderte, im Kreise ihrer Vertrauten manch scharfes und mitunter treffendes Wort über die Fehler und Gebrechen ihrer Herrschaft fallen zu lassen. Da man Nina als ein mehr verschlossenes Kind kannte, das nicht „Posten trug“, so legte man sich vor ihr keinen Zwang auf, und Nina gewann bald einen ziemlich hellen Blick in die Verhältnisse des Hauses, in dem sie aufwuchs. Mit ihren Eltern hatte sie nur die

geringste Berührung, höchst selten kamen Vater und Mutter von ihrer Bergbehauung in die Stadt, wo sie nie ermangelten, ihr gesund erblühendes Kind zum Fleiße und zur Dankbarkeit für ihre Wohlthäter zu ermahnen.

Eines Tages spielte Nina im Vorsaale, als die Frau zu ihr trat und sie bei der Hand faßte. Schweigend führte sie die Kleine durch die Zimmerreihe in das Schlafgemach, und indem sie sich dort setzte, sprach sie, noch immer die Hand des Kindes haltend:

Nina, ich habe dir etwas sehr Trauriges zu sagen, aber was immer auch geschehen mag, du weißt ja, daß ich für dich Sorge, wie eine Mutter. So lange ich und mein Mann leben, hast du ja immer einen Vater, eine Mutter. Schau, deine Eltern waren so arm, daß sie nichts für dich thun konnten, wir haben dich aufgenommen, und so hast du deine Eltern eigentlich schon früher verloren. Darum darfst du nicht zu traurig sein, wenn sie unser Herrgott nun wirklich zu sich nimmt. Sie sind beide schwer krank am Nervenfieber, und du wirst sie vielleicht nicht mehr sehen

Nina blickte die Mama groß an, um den Mund zuckte der Schmerz, im Auge lauerte die Thräne, und als Sofie endlich mit der Todesnachricht herausrückte, da erschütterte ein Schluchzen die kleine Gestalt, bis die Thränen warm und reich über des Kindes Gesicht herabrannen.

Nina, mein Kind, mein süßes Kind, rief Sofie mit schönem, wahren Gefühle und preßte sie innig an sich. Nina, sieh', ich bin ja deine Mutter, du bist nicht verwaist. Und sie küßte den weichen wehmützigzitternden Mund, und Brückner trat herein und richtete einige einfach wohlwollende Worte an das Kind, das bald hinaus in seine Stube schlich. — O daß Nina nicht das ist, was wir hofften; aber sie soll es nicht entgelten. Wir dürfen uns zwar durch das Mitleiden nicht von unserm wohlherwogenen Plane abwendig machen lassen, aber sie soll auf ihre Weise glücklich werden.

Gewiß, erwiederte der Gemal; aber heute können wir das Kind nicht so sich selbst überlassen, und wir können leider von der Gesellschaft bei M. . . r nicht ausbleiben, denn ach, jede gesellschaftliche Stellung legt gebieterisch Pflichten auf. — Aber weißt du mein Theurer, wir senden sie zur Zerstreuung mit dem Stubenmädchen ins Theater, sie hat ohnehin noch kein Schauspiel gesehen.

Und sie schickten die Waise zur Zerstreuung ins Schauspielhaus.

Kinder in Nina's Alter fühlen auch bei dem Tode ihrer Eltern, auf deren Schooße sie noch gesessen, keinen zermalmenden Schmerz, aber es legt sich ihnen doch ein Schleier auf die schöne Welt, und der Kummer haucht sie an, daß sie wie die Blüten die Köpfechen hängen lassen. Auch Nina's Auge war nicht verschlossen vor der Herrlichkeit des Theaters, und wenn Staberl im rothen Fracke die tollen Possen übte, lachte sie, aber manchmal verschwamm ihr die Bühne sammt den Zuschauern vor Thränen, die nicht das Lachen ausgepreßt. Als sie heimgekehrt, wurde Nina zu Bette gebracht; — das Stubenmädchen und die Köchin, auf die Herrschaft wartend, saßen in demselben Zimmer, besprachen das Theater und den schnellen Todesfall der Eltern Ninas,

anfangs leiser, später jedoch, als sie das Mädchen schon entschlummert wädhnten, mit der gewöhnlichen, lauten Stimme.

Ich weiß nicht, sprach das Stubenmädchen, ob es gut oder schlecht für das Kind ist, daß seine Eltern gestorben? Es kann gut sein, weil es sonst wol noch möglich gewesen, daß Nina ihnen zurückgegeben worden wäre, ob dies aber nicht vielleicht besser gewesen, wer weiß es. Nun und was fehlt denn dem Kinde, dienen hätte es müssen und harte Not haben, wie Alle ihr Lebenlang. Ist so schlimm nicht. Auch wir dienen; wenn wir rechtschaffen und klug sind, brauchen uns die Herrenleute wie wir sie; aber so von Gnaden leben — ja, was ist Nina gewesen als wie ein Spielzeug für unsere Gnädige, sie ist ihrer satt, und sorgt für sie wie die Frau allenfalls auch für mich sorgen würde, wenn ich alt und dienstunfähig werde. Sie haben kein Herz für uns, ich meine so ein Herz, daß sie etwas unfertwegen thäten, nicht bloß aus Menschenschaft.

Nina war nicht entschlummert, denn die Erlebnisse des Tages wälzten sich in ihrem Innern, und hatte diese und andere Reden gehört. Endlich jedoch wirkte der Schlaf, doch keine heiteren Kindesträume sanken auf sie nieder. Bald fürchtete sie über die Logenbrüstung herab in die sich immer mehr senkende Tiefe zu fallen, bald sah sie Vater und Mutter freideweiß vor sich stehen, und wieder sprang Staberl auf die Bühne, unter den beiden Armen die Leichen der Eltern tragend, daß Arm und Kopf zu Boden hingen, und ihre Geschwister zerrten wie toll an den langen Frackschößen des unheimlichen Possenreißers.

Mit vierzehn Jahren erliegt man keinem Eindrucke. Nanni schlich nicht lange mit der Miene des Kummers umher. Bald blickte sie wieder heiter in die Welt, aus ihrem Auge stralzte wieder ein freundliches Lächeln, und ihr Mund sang fröhliche Lieder. Dennoch würde man irren, wenn man den Eindruck der geschilderten entscheidenden Scene als einen bloß vorübergehenden betrachten wollte. Hatte dieselbe doch ihrem Leben eine ganz andere Richtung gegeben, sie ging auf derselben allerdings vorwärts, aber sie wußte, was sie verloren hatte. Es blieb in ihr ein dumpfer Unmut über eine erlittene Mißhandlung, über ein schweres Unrecht zurück aber ihr klarer Verstand fand sich schnell in das Unvermeidliche, und was sie thun mußte, wollte sie auch thun. Mit der Wirthschafterin hatte sie sich bald auseinandergesetzt. Sie wußte, daß sie von derselben zu lernen hatte, und lernte; aber etwas sich eigen gemacht, wandte sie es selbständig an. Es hatte sich ein leidliches Verhältniß herausgestellt, doch konnte Nanni nie ein herzliches Vertrauen zu Gertraud fassen, immer sah sie, wie dieselbe sie bei der Hand faßte und ihr das „Bettlerkind“ in das Gesicht schleuderte. So immer auf sich selbst angewiesen, entwickelte das heranwachsende Mädchen eine nicht gewöhnliche Selbständigkeit. Man mußte sie gelten lassen, denn was sie that war recht gethan, und eben heftige Naturen, wie Gertraud, beugen sich am ehesten, ohne es zu wissen vor einer ruhig gleichmäßigen Kraft. Nanni hatte sich bald ein eigenes Feld der Wirksamkeit erobert, wir möchten sagen erarbeitet; das Mischgeschäft und was daran hängt, der Garten, insoferne er nicht ausschließlich dem Gärtner oblag, und vor allem die Beforgung der Wäsche waren unserer Nanni übergeben.

Die reinliche Arbeit des Bleichens des neugewebten Linnenzeuges war ihr allzeit ein wahres Fest. Dies Alles hatte sich in dem Zeitraume von beiläufig drei Jahren gemacht. Nanni war hübscher geworden als man erwarten konnte, sie war jung und aus einem gesunden Antlitz blickte eine gesunde Seele. Sie hatte inzwischen manches Traurige erfahren, von ihren Geschwistern waren drei gestorben, nur ihr ältester Bruder Peter war noch am Leben und seit einiger Zeit bei einem Zimmermanne in der Lehre, etwa drei Stunden von dem Schlosse entfernt. Manchmal kam er Sonntags in die Pfarrkirche des benachbarten Ortes und dann mit der Schwester auf das Schloß. Er war ein guter, treuherziger Junge, der die jüngere Schwester immer als etwas Besonderes betrachtete.

Sofie Brückner, die Pflagemutter, bemerkte mit Freuden, daß ihr Erziehungsplan so gut anschlug, — manchmal freilich, wenn sie Nanni ruhig in dem Hause walten sah, stach es sie wie Neue in das Herz, ob denn Nanni nicht doch auch einen andern Platz, näher an ihrem Herzen, hätte ausfüllen können? Aber schnell verischeuchte sie ähnliche Regungen mit dem Gedanken: Lassen wir das, Sie ist jedenfalls so glücklicher. Nanni wollte sie „Gnädige Frau“ tituliren, doch duldete sie das nicht, und bestand auf Mama, doch ließ sie es endlich bei Frau Mama bewenden. Am glücklichsten war Nanni nach gethaner Arbeit auf ihrem Dachstübchen, das sie sich wundernett zusammengerechtigt hatte. An der Wand des Erkerfensters, das aus der abschüssigen Dachwand hervorsprang, hing ein Bildnis der heiligen Mutter Anna, auf deren Schooße die kindliche Maria die heilige Schrift aufgeschlagen hatte, und mit dem Finger die lesenden Augen begleitete. Oft kniete Nanni am Schemel daneben, und es war ihr, als wäre die heilige Matrone auch ihre Mutter. Wol erinnerte sich Nanni, auch auf Sofiens Schooße mit dem Abtäfelchen gelehnt zu haben, aber die Heilige blickte so viel ernstlicher, so himmlisch liebevoll. Das war das wahre Mutterauge. Auf einem Brette neben der Lagerstätte lag ihre Jugendbibliothek sauber gereiht, die sie in ihre Verbannung mitgenommen, als sie allen Land ihrer früheren Bestimmung zurückgelassen hatte. Wie oft hatte sie dieselbe bereits durchgelesen, wie viele Thränen der heiligen Genoseva geweint und sich von den „Ostereier“, „Rosa von Lannenburg“, „Eustachius“ und wie die Werke jenes liebenswürdigen Kinderschriftstellers Christof Schmid alle heißen, wieder und wieder hinreißen lassen. — Ihre Lieblingsbibliothek sollte bald eine ziemlich abstechende, ganz unvorbereitete Vermehrung finden. Nanni besorgte in Abwesenheit der Herrschaft die Keulichhaltung ihrer Zimmer, ohne daß sie jedoch, wenn die Herrschaft anwesend, mit ihrer unmittelbaren Bedienung etwas zu schaffen gehabt hätte. Da fand Nanni eines Tages, nachdem Sofie wieder in die Stadt zurückgekehrt war, ein aufgeschlagenes Buch, das nach dem Einbände zu schließen aus dem nebenstehenden Bücherschranke genommen sein mußte. Nanni wollte es hineinstellen, warf jedoch einen Blick auf das Titelblatt, wo der Name Theater groß gedruckt prangte. Eine Erinnerung auf ihren ersten und einzigen Theaterabend durchzuckte sie, sie fing in dem Buche zu lesen an, und nahm es endlich mit auf ihre Stube. Es war ein Band

Shakespeare in guter deutscher Uebersetzung und enthielt Romeo und Julie und König Lear. Nanni las in die halbe Nacht hinein, und des andern Tages in den freien Stunden und wieder in die halbe Nacht hinein bis Julie an Romeo's Leiche gestorben, und der arme Greis, an dem jeder Zoll ein König, an der Leiche seines verkannten Kindes zusammenbrach. Den Eindruck, den diese Lectüre auf Nanni hervorgebracht, zu schildern, ist sehr schwer. Es war Verwirrung, und doch leuchtete durch dieselbe die wundervolle Klarheit und Einfachheit des Gedichtes hindurch. Man darf die Einwirkung, die ein neues und auch bedeutendes Dichterwerk auf unsere übersättigte Einbildungskraft macht, nicht in Vergleich stellen mit jenem überwältigenden Einströmen einer großen Dichtung auf ein junges noch ganz und gar brachliegendes jungfräuliches Gemüt. Es liegt Verständnis darin, aber kein bewußtes, es ist ein willenloses, hingebendes Aufnehmen. Nanni wollte nun auch die übrigen Bücher des Schrankes lesen, doch hielt sie die Scheu einer edlen Natur zurück, aus einem wenn auch offenen doch nicht für sie offenen Schranke irgend etwas herauszunehmen. Sie las daher, bis die Frau Mama zurückkommen würde, wieder und wieder die zwei Trauerspiele, und da dies mehrere Wochen währte, so prägten sich manche Lieblingsstellen dem jugendlichen Gedächtnisse Nanni's unauslöschlich ein. Als endlich Sofie angekommen, trat Nanni, das Buch in der Hand, mit der Bitte vor sie, es möge ihr erlaubt sein, die übrigen Bände zu lesen. Die Frau blickte sie groß an und wußte nicht schnell eine passende Erwiederung zu finden. Endlich sprach sie:

Das taugt nicht für dich, es könnte dich verderben. Ich werde dir andere Bücher zum Lesen geben.

Später kam Sofie, und zwar zum ersten Male, in die Dachstube Nannis und musterte ihr Bücherbrett. Als sie wieder fortfuhr, fand Nanni den Schlüssel zum Bücherschranke verschlossen. Das schmerzte sie, nicht der Bücher, sondern des Mißtrauens wegen. Nach einer Woche kam ein Paquet Bücher für Nina, es waren gutgemeinte, aber herzlich mittelmäßige Bücher, herausgegeben von einem Vereine zur Verbreitung guter Bücher. Nanni las sie, wie man derlei liest, ohne tiefen, nachhaltigen Eindruck.

So verstrich wieder ein Winter. Das nächste Frühjahr sollte für Nanni ein verhängnisvolles sein.

Der Frühling blühte schöner denn je. Wenn man selbst im Lenz des Lebens steht, macht man zwar keine Betrachtungen über den Frühling, aber man lebt ihn mit, voll und ungebrochen. Wenn die Schollen des Ackers umgepflügt werden, die Lerchen aus dem jungen Grün emporsteigen, die Rebe am Geländer weint, Pfirsiche und Kirschen blühen, und von den Bergen her das junge Grün der Lärchen aus dem Föhrenwalde schimmert, da schwillt die junge Brust voll süßer Ahnung. Es war so freundlich, so feierlich still im Garten und auf dem Felde, als wenn ein tiefes Wunder sich verborgen vorbereitete. Nanni schuf im gewohnten Gleise, doch mit erhöhter Thätigkeit.

In dieses Stillleben trat plötzlich ein fremdes Element. Die Herrschaft hatte, wie sie es seit einiger Zeit gewohnt war, den Beginn des

Frühjahres in der Residenz zugebracht. Da kam ein Brief S. fiens, der ihre Rückkehr auf eine spätere als die bestimmte Zeit festsetzte, mehrere wirthschaftliche Anordnungen enthielt, und der Wirthschafterin den Auftrag erteilte für einen fremden Gast aus der Reichshauptstadt, der bald im Schlosse eintreffen werde, die Zimmer zu bereiten und ihn in jeder Beziehung als den Gast des Hauses zu behandeln. Bald langte auch eine ziemlich schwere Kiste an, die der Weisung zufolge in dem bereiteten Zimmer aufzustellen war, und eines Abends rollte die Equipage der Herrschaft mit dem erwarteten Gaste in den Schloßhof.

Nanni war eben am Brunnen beschäftigt und sah einen Mann, wie man zu sagen pflegt, in den besten Jahren, mit scharf ausgeprägten Zügen und reichlichem dunklen Haar und Bart aus dem Wagen steigen. Die Wirthschafterin eilte schnell herbei und führte den Fremden in die für ihn bestimmten Zimmer.

Der Erzähler einer Geschichte ist häufig ungeracht gegen die Personen, die in seiner Erzählung hemmend und fördernd auftreten. Er sieht sie immer nur darauf an, welch' einen Einfluß sie auf die Handlung selbst, auf den Helden seiner Erzählung ausüben. Von den interessantesten Personen werden nur jene Seiten berührt, die für den vorgesteckten Zweck notwendig sind. Wenn wir daher von dem neuangekommenen Gaste etwas ausführlicher berichten, ehe wir ihn handelnd auftreten lassen, so werden die Leser — o wie viel lieber würden wir Zuhörer haben — schnell errathen, daß dieser Mann auf die Geschichte unserer Nanni einen bedeutenden Einfluß ausüben wird.

Franz Mohl war seines Zeichens ein deutscher Schriftsteller, der den namentlich in Oesterreich vor dem Jahre 1848 immerhin bedenklichen Mut hatte, auf die Schriftstellerei einzig und allein seinen Erwerb zu gründen. Er war der Sohn eines untergeordneten Landbeamten und erhielt unter kümmerlichen Verhältnissen auf dem Gymnasium des benachbarten Städtchens die gewöhnliche Ausbildung. Als er die Universität bezog, sah er sich ganz auf seine eigene Kraft angewiesen, Stunden geben schaffte ihm das Nothwendigste. Aber bei diesem ärmlichen Durchqualen durch die Noth des Daseins lebte er das reichste Gefühls- und Gedankenleben. Mit scharfem Geiste und glänzender Phantasie begabt, drängte es ihn zum Schaffen und er hatte eben das zweite Jahr des juridischen Studiums vollendet, als ein jugendliches fantastisches Werk seiner Feder, das in Romanform ein wunderliches, ungeklärtes Untereinander von Ansichten aussprach, unter einem falschen Namen bei einem Verleger, „draußen in Deutschland“ erschien. Der Erfolg war ein sehr zweifelhafter, und wie er das Buch gedruckt vor sich sah, erschrak er selbst darüber, wie er die nebelhaften Gestalten seiner Fantasie mit der Wirklichkeit verglich.

Er wollte und mußte das Leben, die Menschen kennen lernen. Armer junger Mann, was willst du in deinen Verhältnissen kennen lernen, als die Noth und die Thorheiten der Jugend. Das sollte anders werden. Er schloß sich an einige Schulkollegen aus vornehmen Stände an, die den geistreichen, witzigen und schönen Mann freundlich aufnahmen und in ihm einen willkommenen Gefährten ihrer Lebenslust fanden. Sie waren entzückt über seine Art und Weise, Allem, auch dem

Gewöhnlichen einen höheren Anstrich zu verleihen. Das wäre Alles recht schön gewesen, aber die Kasse hemmte gewaltig die Fantasie unseres jungen Schriftstellers. Hier faßte er einen ernsten Entschluß. Zu stolz, um auf fremde Kosten an Vergnügungen Theil zu nehmen, wollte er doch die gebotene Gelegenheit, das Leben der höheren Kreise kennen zu lernen, nicht aufgeben. Er zog sich daher unter dem sehr begründeten Vorwande, seine Zeit nothwendig den Studien und zwar ausgebreiteten ernsten Studien zu widmen, von dem täglichen Zusammenleben mit seinen jungen Freunden zurück, unterhielt jedoch immer die Verbindung mit ihnen, die ihm nach und nach die Häuser ihrer Eltern und Bekannten öffnete. Selbst um dies zu ermöglichen, mußte er sich den herbsten Entbehrungen unterziehen.

Er begnügte sich oft mehrere Wochen hindurch blos mit dem einfachsten Imbiß, opferte selbst seine geliebte Pfeife, er schlief auf hartem Lager, um nur seine gesellschaftliche Stellung behaupten zu können. Ob dies so ganz nur vom Standpunkte des wissenschaftlichen Studiums der höheren gesellschaftlichen Kreise geschah, ob nicht die bei Künstlern häufig vorkommende Vorliebe für aristokratische Lebensformen auch bei ihm als bestimmend mitwirkte, wollen wir unentschieden lassen. Eines jedoch hatte er sich im Innern feierlich gelobt, seine innere Unabhängigkeit von der Gesellschaft immerfort zu retten. Daß dies nur möglich, wenn er sich auch äußerlich von derselben ganz unabhängig stellte, wenn er nie als ein Bedürftiger, sondern als ein Gleichberechtigter in derselben auftrat, dies war leicht einzusehen, aber es bedurfte seiner Charakterstärke, um dies unerschüttert durchzuführen. Der Erfolg seiner nächsten Werke, gutgedachte, fein ausgeführte Novellen, war ein sehr günstiger, und indem hiedurch sein Name einen guten Klang erhielt, ward auch bald seine finanzielle Stellung bedeutend gebessert. Ein klares Verständnis für Alles, was seine Zeit im Innersten erregte, führte ihn immer solche Stoffe zu, die sicher waren, Anklang, oder was ebenfalls als Erfolg zu rechnen ist, lebhaften Widerspruch zu finden. Er gehörte nun bereits zu den gefeierten Männern der Gesellschaft. Man bewunderte seine Unterhaltungsgabe, und da trotz der Schärfe seines Wizes doch immer eine gewisse Gutmütigkeit aus seinen Aeußerungen hervorleuchtete, so ertrug man die Ueberlegenheit seines Geistes, ohne sich gedrückt zu fühlen. Wir müssen jedoch leider bemerken, daß sich auch in der Gesellschaft immer der Schriftsteller in seinem Innern regte, er sah in allen Menschen blos Namen, Figuren und wenn er sich noch so harmlos hinzugeben schien, er studirte fortwährend seine Umgebung — der Schriftsteller hatte den Menschen beinahe aufgezehrt.

Mit Sofie und ihrem Gemal war er in der Residenz, wo er gewöhnlich lebte, schon seit einigen Jahren bekannt geworden. Im letzten Winter etwas kränklich, wollte er schnell im Frühjahr auf das Land ziehen, und Sofie trug ihm so freundlich dringend den ungestörtesten Aufenthalt auf ihrem Schlosse an, daß er der liebenswürdigen Aufforderung gerne folgte.

Mohl hatte sich schnell heimisch eingerichtet; aus dem kleinen Reisekoffer wurden Wäsche und Kleidung, und aus der großen schweren Kiste Bücher ausgepackt und handjam aufgestellt. Am frühesten Morgen

schon stand er am geöffneten Fenster, die frischen Lüfte einatmend, die über die Blumen und Bäume des Gartens an sein Fenster strichen. Dann schnell ein Morgengang durch Feld und Flur und dann an die ernste Arbeit am Schreibtische, die bis zur späten Mittagsstunde dauerte. Bevor wir ihm über die Achsel in die Schreibmappe schauen, betrachten wir sein Aeußeres. Ein feiner Sinn für Eleganz sprach sich an demselben deutlich aus; sein Kopf war auffallend durch die reichen lockigen Haare, die wie der weiche dunkle Bart auf das sorgfältigste gepflegt waren. Man sah, er wollte seine Persönlichkeit zur Geltung bringen, ohne auf das Aeußere einen zu großen Werth zu legen, sowie das Aeußere eines Palastes nur den Reichtum, die Ordnung des Innern anzeigen soll. Er lebte sehr mäßig, sein Mittagsmahl bestand aus einem Stück Rindsbraten. Die Wirtschafterin sah in dieser Verschmähung ihrer Kochkunst eine persönliche Beleidigung, faßte sich ein Herz und erklärte ihm unumwunden, er brauche sich in einem Hause wie dieses, nicht zu scheuen, Kosten zu verursachen, sie hätte den gemessenen Auftrag, sie könne es nicht verantworten u. s. w., worauf er ihr mit der ernstesten Miene die Ermächtigung erteilte, täglich zu dem leckersten Mahle, das sie für ihn bereiten wolle, sich selbst und Arme, so weit es fleckt, einzuladen. Von nun an erklärte die Wirtschafterin gegen Jedermann, der es hören wollte oder nicht: der Fremde sei ein Narr.

Schauen wir nun in die Schreibmappe des Narren. Wir sehen den Entwurf und einzelne ausgeführte Stellen einer Dorfgeschichte. Es war eben zur Zeit, als Auerbach seine ersten großen Erfolge mit seinen Dorfgeschichten erzielt hatte. Wohl war ein zu bedeutendes Talent, um einfach als Nachahmer Auerbach's aufzutreten, und seine Besonderheit nur dadurch zu zeigen, daß er die Eigenthümlichkeiten des bäuerlichen Lebens in einer andern Gegend des deutschen Vaterlandes darstellen würde. Er wollte mehr leisten, es sollte eine Erweiterung der Dorfnovelle werden, der Held derselben sollte zwar dem Bauernstande angehören, aber mit den größten Kulturkreisen in Berührung kommen, und die ernstesten, politischen und sozialen Fragen angeregt werden. Der Aufenthalt auf dem Lande war ihm zu diesem Zwecke doppelt erwünscht, er gab ihm Gelegenheit, die etwas erbleichten Jugenderinnerungen seines Landlebens aufzufrischen und dadurch seinen Schilderungen einen wärmeren, lokaleren Charakter zu verleihen. Zu diesem Zwecke strich er in den nahen Gebirgen umher, trat in die Häuser der Landleute ein, und wußte sich schnell in ein gutes Vernehmen zu setzen. Sein Umgangstalent war außerordentlich, überall wußte er den rechten Ton anzuschlagen. So scharf er jedoch jeden Geist in seiner Besonderheit aufzufassen wußte, so dürftig waren seine Naturschilderungen, er hatte kein Auge für das Einzelne in der Natur, und wo er ein solches brauchte, war er ängstlich und kopirte genau ein bestimmt Gegebenes.

Mit solchen Ausflügen und Arbeiten waren schon ein paar Wochen seines Aufenthaltes am Schlosse verstrichen.

Mit Nanni war er in keine Berührung gekommen; er sah sie wol manchmal im Garten arbeiten oder auf den Gängen des Schlosses vorübergleiten, ohne ihr jedoch welche Aufmerksamkeit zu widmen. Eines Morgens hatte er seinen Gang im Garten verlängert, ein Lied, das

in seiner Novelle einen Platz finden sollte, wollte sich in seinem Kopfe gestalten; die Sonne braunte schon etwas heißer, er trat in einen Laubgang und wandelte, die Strophen summend und rundend, auf und ab. Nanni war am Ende des Ganges etwas abseits mit dem Aufbinden von Blumen beschäftigt, sie wurde auf den einsamen Spaziergänger erst aufmerksam, als sie ihn, öfters wiederkehrend, einzelne Worte oder Sätze sprechen hörte.

„Und die Nachtigallen sangen“ vernahm sie ganz deutlich, und wiederholte sich selbst einige Male diese ganz unbedeutenden Worte. Sie war mit ihrer Arbeit zu Ende, das Körbchen hing schon an ihrem Arme, sie wollte in das Schloß zurück und sah nochmals in den heitern Tag. Die Sonne schien so golden, die Lerchen jubelten so selig — eine derselben sah sie deutlich in den Lüften schweben, und sich wieder zur Erde senken — da hörte sie wieder die Schritte des Spaziergängers durch den Laubgang und diesmal floß es zusammenhängend und deutlich von seinen Lippen, sie horchte und wollte sein Umkehren abwarten. Er aber trat aus dem Gange, laut sprechend: Und die Nachtigallen sangen, — da zuckte es durch Nannis Köpfchen, und ohne zu wissen wie es geschah, stand sie plötzlich vor dem Dichter, blutroth übergossen, die Worte sprechend: Die Lerche ist's und nicht die Nachtigall — und schon eilte sie durch den Laubgang, um ihrer Verlegenheit zu entlaufen.

Sprachlos vor Erstaunen über das Citat aus Romeo und Julie aus diesem Munde starrte der Dichter der lieblichen Erscheinung nach, bis er endlich die Worte fand: O weilen Sie! — Nanni aber lief um so schneller, und erst am Ende des Laubganges, wo die Sonne hell ihre Gestalt beschien, wandte sie ihr freundlich verlegenes Köpfchen noch einmal um und war schnell bei einer Wendung des Weges verschwunden.

Was war das? Aus diesem Auge blitzte ein tieferes Feuer, um diesen Mund spielte es so schalkhaft, das ist nicht die Weise eines Romane lesenden Stubenmädchens. Wie ursprünglich! Und gar Shakespeare! Wie anmutig sie in schneller Bewegung durch den Gang enteilte. Nun, der Aufenhalt im Schlosse verspricht interessanter zu werden! Er eilte durch den Gang zurück, schlug den Weg, den Nanni gegangen, ein, doch nirgends schimmerte ihr Strohhut durch das Grün. Er ging in das Schloß und weilte länger als sonst am Säulengange, der um den Hof lief. In seinem Zimmer setzte er sich an den Schreibtisch, doch die Arbeit wollte nicht von der Stelle. Er überdachte nochmals den Plan in seinen Einzelheiten; plötzlich stand es hell vor seiner Seele. Der Plan mußte ganz umgearbeitet werden, Nanni sollte darin eine bedeutende Rolle spielen. Diese Erscheinung mußte er studiren. Vor der Hand begnügte er sich, öfters am Fenster, das auf den Garten sah, zu stehen und nach dem Strohhute zu spähen, doch vergebens.

Endlich kam die Stunde des Mahles. Wohl war heute gesprächiger als sonst, ja er verlangte sogar ein Früchtenkompot. Das rührte die Wirtschafterin, und da es ihr nie an Lust und auch nie an Zeit zum Sprechen fehlte, so hatte unser Dichter binnen einer halben Stunde auf die unverfänglichste Weise so ganz nebenbei von der Geschichte Nannis so viel erfahren, als die Wirtschafterin selbst wußte. Was er erfahren, was er selbst gesehen, verwebte sich schnell zu einem Fantasie-

bilde, doch sah er ein, daß er sich früher noch genauer mit der Wirklichkeit bekannt machen mußte.

Als Mohl am nächsten Morgen in den Garten trat, sah er schon von Weitem Nanni beschäftigt. Wie er näher kam, erhob sie sich von der Arbeit und trat ihm entgegen:

Sie werden böse sein, daß ich gestern Ihnen so ungeschickt in die Quer gesprochen, ich bitte Sie um Vergebung, es ist mir nur so entschlüpf.

Ich habe Ihnen wahrlich nichts zu vergeben. Ich war erstaunt, aber gewiß noch mehr erfreut, aus Ihrem Munde diese treffende Anspielung zu vernehmen. Es zeigt, daß Sie Shakespeare genau kennen.

O das ist nicht weit her. Ich habe zufällig einmal Romeo und Julie und den König Lear gelesen.

Und sie erzählte ihm nun, wie dies gekommen. Das Gespräch war angeknüpft und wurde fortgesetzt, als Nanni sich schon wieder zu ihrer Arbeit gewendet hatte.

Und haben Sie keinen Wunsch, mehr zu lesen?

O gewiß, aber ich thue nicht gerne, was mir untersagt ist. Die gnädige Frau hat mir keine Bücher mehr geschickt, vielleicht bitte ich wol wieder einmal um neue.

Nun ich könnte Ihnen vor der Hand damit aushelfen, und ich kann schon die Verantwortung dafür übernehmen. Ich habe aber leider nur wenig Passendes zur Hand.

O geben Sie mir Eines von den Büchern, die Sie geschrieben.

Wie, Sie wissen?

Ja — lächelte Nanni — Sonntag nach dem Gottesdienste sprach der Verwalter vor der Kirche mit dem Herrn Pfarrer — ich stand daneben, er erzählte, Sie wären ein Schriftsteller, ein Dichter, er hätte es gelesen. Und darum schämte ich mich gestern noch mehr, daß ich so herausgeplagt.

Ja, da hilft freilich kein Lügner. Es wird mich recht freuen, wenn Ihnen meine Bücher gefallen.

Sie sind wol sehr gut, daß Sie das sagen, aber was kann Ihnen

. daran liegen, wollen Sie sagen. — Mehr als Sie glauben. Jedenfalls gebe ich Ihnen eines. Wo finde ich Sie?

Geben Sie es der Wirtschafterin — doch nein, die lacht mich aus. Wollten Sie so gut sein, es mir in den Garten zu bringen. Ich bitte. Am Morgen und des Abends habe ich hier immer zu schaffen.

Nanni erhob sich und ging in das Schloß. Mohl war etwas enttäuscht, er hatte mehr poetischen Duft erwartet, doch konnte er sich den einfachen Liebreiz dieser jugendlichen Seele nicht verhehlen. Der Mensch in ihm mußte zwar die Hoffnung auf ein pikantes Abenteuer aufgeben, aber der Schriftsteller fand die Studie noch immer interessant genug.

Schon am Abende war das Buch in Nannis Händen. Er hatte eines ausgewählt, das unter allen am meisten stoffliches Interesse bot, doch war auch noch in diesem die Reflexion vorherrschend, und das Blosslegen der feinsten Gefühlsnuancen, ja das Zerfasern derselben

bildete den Hauptreiz des Buches. Es schilderte die Verschlingungen und Beziehungen eines verfeinerten gesellschaftlichen Lebens, und legte Verhältnisse auseinander, für die der unerfahrene Sinn Nanni gar kein Verständnis haben konnte. Sie begriff die Liebe und den Haß, den Tod und das Leben, das Glück und den Schmerz, aber für diese Abstufungen zwischen diesen Extremen hatte sie kein Auge. Sie las das Buch langsam aber gewissenhaft bis an's Ende wie man sich einer Aufgabe unterzieht, aber nicht mit dem Interesse für die Dichtung, sondern höchstens mit dem Interesse für den Dichter. Eines machte jedoch auf sie eine geradezu peinliche Wirkung. Sie sah in dem Buche Personen, die Ständen angehörten, Stellungen einnahmen, die sie gewohnt war bisher nur mit Verehrung anzublicken, mit Schwächen behaftet, die schon nahezu an grobe Vergehen streiften. Das verwirrte sie. Die Jugend hat einen Trieb zur Verehrung. Wie dem Kinde das Haupt des Vaters das Heiligste, der Inbegriff alles Verehrungswürdigen ist, so denkt es sich auch alles Vornehme, alles über seine Kreise Ragende als durchaus würdig und edel. Nanni hatte diesen Glauben noch nicht verloren, und ihr edles Gemüt, obgleich von Sofie tief verletzt, blickte zu dieser wie zu dem ganzen Kreise, in dem sie sich bewegte, noch immer mit Verehrung empor.

Mohl befragte sie mehrere Tage lang, während welchen er mit ihr, oder eigentlich sie mit ihm, etwas vertrauter geworden, nicht über das Buch; endlich brachte es Nanni selbst zurück. Er ließ sich mit ihr über den Inhalt des Buches in ein Gespräch ein, um ihre Auffassung desselben kennen zu lernen. Sie antwortete nach ihrem Verständnisse, endlich als er tiefer dringen wollte, sprach sie, ihn klar anblickend:

Ich muß es nur offen bekennen, ich verstehe das Buch nicht. Das hat nun nicht viel zu sagen, denn ich verstehe gar Vieles nicht; aber eines möchte ich gerne wissen, ob die vornehmen Frauen und Fräuleins solche Bücher verstehen?

Die gebildeten gewiß, und gebildete Frauen sind für den Dichter das erwünschteste Publikum.

Ach ich bin wohl sehr unwissend. Doch das darf mich nicht sehr kränken, ich bin zur Arbeit geboren.

Mohl konnte aus dem Mädchen nichts weiter herausbringen, sie antwortete ausweichend und entfernte sich bald. Er brachte ihr am nächsten Tage Auerbach's „Dorfgeschichten“. Diese gefielen ihr gar wohl; sie verstand auch diese Schilderungen, die sie jedoch traurig stimmten. Nanni beschäftigte sich viel in ihren Gedanken mit Mohl; es that ihr wohl, daß ein so verständiger Mann mit ihr so theilnahmenvoll sprach, daß sie ihm etwas galt, aber dabei schmerzte es sie, daß sie an dem Manne das Beste nicht begriff.

Es waren wieder einige Tage verstrichen. Mohl hatte wirklich ein tieferes, reines Interesse an Nanni gewonnen; es ward ihm klar, wie sie in ihrer Umgebung geworden, er sah ihr ruhiges Walten im Hause, er sah das Erblühen ihrer Gefühle, er erkannte, daß durch ihn der Zwiespalt ihres Innern geweckt wurde, er nahm sich vor, einen hebenden, läuternden Einfluß auf ihre Entwicklung zu üben. Er sprach, als er sie wieder im Garten sah, so recht vertraulich über ihre

Stellung, ihre Zukunft. Sie hörte ihn aufmerksam an und erhob endlich ihr sinnendes Auge zu seinem.

Ich habe mir oft meine Gedanken darüber gemacht, aber noch mit keinem Menschen darüber gesprochen. Wenn ich zurückdenke an jene Zeit, wo ich ein Kind war und mir die Menschen schmeichelten, und ich in den schönen Kleidern, in den glänzenden Zimmern spielte, da komme ich mir selbst fremd vor, als wenn ich jenes Kind nicht gewesen wäre, als wenn ich erst hier im Schlosse wieder das Kind meiner Mutter geworden wäre. Aber jenes Bild verfolgt mich doch, und wenn ich träume, sehe ich mich wieder dort, und mitunter, wenn Besuche aus der Stadt kommen und wieder fortfahren, da blicke ich manchmal mit Neid jenen Mädchen nach, mit denen ich einst gespielt und die jetzt in jenen Wägen fortfahren. Das bleibt zwar nicht, aber es kehrt manchmal wieder, und ich helfe mir nur, wenn ich fleißig arbeite. Und meine Zukunft — nun, die wird kommen, wie es eben kommen kann. Ich arbeite gerne.

Die Frau wird gewiß für Sie sorgen.

Gewiß; die gnädige Frau wird für mich sorgen. O, halten Sie mich nicht für undankbar.

Sie hatte das Köpfschen gesenkt und er strich mit der Hand über ihre Augen, in denen Thränen lagen. Er nahm sich vor, mit Sofien über Nanni zu sprechen.

Sofie war endlich von ihrer längeren Reise in Begleitung ihres Gemals zurückgekehrt. Obwol es schon hoher Sommer war, bezogen sie doch nicht ihr Schloß auf dem Lande, sondern lebten in der Stadt, wo eine Versammlung der Forstwirthe dem Gemal Beschäftigung bot und gefellige Pflichten auferlegte. Nachmittags wurden jedoch häufig Ausflüge auf das Schloß gemacht, mitunter wol auch in größerer Gesellschaft.

Wenn Mohl in Gesellschaft war, für die Gesellschaft lebte, machte er den angenehmsten Eindruck. Um seine Liebenswürdigkeit zu schildern, genügt die einfache Bemerkung, daß er sogar die Literaten der Stadt, die zum Besuche kamen, zu gewinnen wußte. Aufsehen und einiges gerechte Bedenken erregte es zwar, daß ein unbedeutender Mann von gesellschaftlich untergeordneter Stellung, von dem man nur einige belächelte Verse kannte und von dem die „Gesellschaft“ nur dann Notiz nahm, wenn sie ihn bespöttelte, öfters zu Mohl hinausginge, da Anspielungen, die diesfalls gemacht wurden, nie bemerkt zu werden das Glück hatten.

Mit Sofiens Gemal kam Mohl ganz vortrefflich aus. Brückner versicherte, er habe noch nie einen Dichter von so klarem praktischem Verstande getroffen. Die Wahrheit war nun allerdings, daß er überhaupt noch mit keinem wahren Dichter in Berührung gekommen und er sich nach der gewöhnlich beliebten Auffassung einen solchen nicht anders als wie einen Fantasten mit wirrem Haare und wirrem Verstande vorstellen konnte. Man würde übrigens irren, wenn man glauben wollte, daß Mohl sich im Umgange mit solchen als „gewöhnliche“ bezeichneten Menschen Gewalt angethan hätte, als wenn sie ihm lästig

gewesen wären. Er konnte mit Jedem das reden, was denselben interessirte, weil ihn alles interessirte, weil er Sinn für jede besondere Thätigkeit, für alle Lebenskreise hatte. So sprach er mit Brückner höchst angelegentlich über Schafzucht, Kartoffelfäule und Borkenkäfer. Ein anderer Ton war allerdings mit Sofien anzuschlagen. Sie streifte nicht bloß die Peripherie des Gedanken- und Beobachtungskreises Wohls, sie hatte Sinn für den Mittelpunkt seines geistigen Wesens. Was ihm im innersten Herzen wert war, war es auch ihr. Mit klarem Verstande und kombinirender Fantasie begabt, war sie nicht bloß eine Studie, sie studirte selbst.

Wir haben bisher Sofie immer nur im Verhältnisse zu unserer Nanni betrachtet und wir müssen befürchten, sie dadurch dem Leser in einem zweideutigen Lichte dargestellt zu haben. Obwol schon einige Jahre über dreißig zählend, war die stattliche kinderlose Frau wahrlich noch schön zu nennen, kaum daß man hie und da die Jugendfrische vermist hätte. Sie war wolwollend, nahm das Leben ernst, kannte Pflichten und übte sie, aber ihr fehlte eines, das Höchste, die Liebe. Sie hatte nie geliebt. Der sittliche Läuterungsprozeß, wie er durch eine kräftige jugendliche Liebe, mag sie nun eine glückliche oder unglücklich sein, dem Menschen geboten wird, fehlte ihr. Außer einem ganz flüchtigen nicht tiefergehenden Wolgefallen blieb ihr junges Herz bis zu ihrer Verheirathung im siebzehnten Jahre ganz unberührt. Nun einem Manne angehörend, den sie als brav achtete, ohne daß er ihrem Geiste, ihrem Herzen genügte, war sie eine musterhafte Hausfrau, denn der Gatte war eben nur ein Theil des Hauses und sie dessen Mittelpunkt. Er war glücklich, denn er vermist nichts, sie war nicht unglücklich, aber unbeglückt. Hätte ihr das Schicksal ein Kind an die Brust gelegt, die Flammen der Liebe wären hell hervorgebrochen, so aber blieb immer etwas Kaltes, Ungelöstes in ihrem Wesen. War ihr aber die Liebe unbekannt, so war ihr doch auch das jämmerliche Surrogat derselben, die Liebelei, fremd, dieses schleichende Fieber, das jede edle Regung des Herzens ankränkt. Was die untergeordnete Gesellschaft ein „Verhältnis“, was die geistig vornehmere eine „Beziehung“ nennt, blieb ihrem Herzen immerdar ferne. Ihr Verhältnis zu Wohl — wir brauchen das Wort natürlich nicht in dem eben erwähnten Sinne — gestaltete sich bald zu einem sehr vertraulichen. Was die Arglosigkeit der Jugend unbewußt thut, das wiederholt mit Bewußtsein die Sicherheit der gereiften Bildung. Man kennt die Grenzen und bewegt sich innerhalb derselben mit der größten Freiheit. Dieses gesellschaftliche Wolgefallen, diese Theilnahme des Geistes nahm jedoch bei Sofien bald eine wärmere Färbung an; leider ist der geübteste Scharfblick nicht scharf genug, das erste Keimen einer Neigung an sich selbst zu gewahren. Wie das Gras, sieht man auch die Liebe nicht wachsen.

Wenn das Mädchen zur Jungfrau heranblüht, in jener Zwischenperiode, wo die gewohnte Umgebung sich in diesen Wechsel noch nicht finden kann und noch immer den Ton der Vertraulichkeit wie zu einem Kinde anschlägt, macht die erste Huldigung eines Mannes, der ein wirklicher Mann ist, der das herangewachsene Kind als Jungfrau

behandelt, immer einen tiefen auch später nie vergessenen Eindruck auf das jugendliche Herz. Kommt ein solcher Ausdruck anerkennenden Wohlwollens vollends von einem Manne, dem das Mädchen in ihrem Kreise als einen Gegenstand von anerkannter Bedeutung gepriesen sieht, so ist dieser Eindruck um so tiefer, um so erhebender. Es wird daher nicht Wunder nehmen, wenn der Antheil, den Mohl auf so sichtbare Weise an Nanni nahm, in dieser das wärmste Gefühl der Dankbarkeit, das so leicht eine noch wärmere Färbung annimmt, erregte. Gehörte doch Mohl zu jener Klasse, aus der sie sich so hart-herzig ausgeschlossen sah, zu der sie jedoch immer noch mit Verehrung und Sehnsucht emporblickte. Sie sah in dem Wohlwollen Mohls die Anerkennung ihrer mißhandelten Persönlichkeit. Sie verehrte, sie liebte in Mohl Alles, was das Leben schön, bedeutend und glücklich macht. Wenn Sofie und die Gesellschaft sie verstoßen, was galt es ihr? da Mohl, der ihr die Krone jenes Gesellschaftskreises schien, sie als ebenbürtig erkannte. Alles was in ihrem jungen Herzen an Liebe, an Verehrung lag, trug sie hinüber auf jene imponirende Gestalt, die ihr in Mohl entgegentrat. Es drängte sie, diesen Gefühlen bedeutsamen Ausdruck zu geben.

Am frühen Morgen hatte sie schon einen Strauß von Feldblumen gebunden, aus dessen Mitte die volle, üppige, unvergleichliche Centifolie hervorleuchtete. Wenn wir dies holde Blumenrathsel deuten, und in dieser Verbindung die Sehnsucht der natürlichen Anlagen nach der Fülle der Bildung ausgesprochen finden, so haben wir damit allerdings nicht das gesagt, was sich Nanni gedacht, doch glauben wir dem nahe gekommen zu sein, was in träumerischer Ahnung ihr durch Kopf und Herz zuckte. Während Mohls Morgengang hüchte sie in sein Zimmer, und stellte den Strauß auf seinen Schreibtisch. Zurückgekehrt, kannte er schnell die Spenderin. Diesen Strauß hatte kein Gärtner, gewiß nicht die Wirthschafterin gebunden.

An diesem Tage war größere Gesellschaft im Schlosse, Mohl kam in keine Berührung mit Nanni. Des andern Morgens fand er wieder einen ähnlichen Strauß. Er suchte nun Nanni im Garten auf und dankte ihr für ihren blumigen Morgengruß. Er fand sie verändert, zutraulicher und doch gemessener. Er sah, es mußte etwas vorgefallen sein und erriet schnell das Richtige. Nanni gestand es auch bald und gerne, daß sie sein Gespräch mit Sofien gehört. Sie dankte ihm aus vollem Herzen für seine Güte, für sein Wohlwollen.

O Sie wissen nicht wie das wol thut, wenn Jemand so menschlich von uns spricht!

Liebe Nanni, was ich ausgesprochen, fühlen gar Viele und handeln auch darnach.

Er hatte ihre Hand gefaßt, da sank sie plötzlich unter heißen heftigen Thränen an seine Brust. Unwillkürlich drückte er sie an sich doch bald faßte er sich, strich ihre Haare aus der Stirne und richtete ihr Köpfehen empor; da blickten ihm, lächelnd unter Thränen, zwei Augen so treu, so liebevoll entgegen.

Mein liebes süßes Kind!

O wäre ich Ihr Kind!

Da Arbeiter des Weges daher kamen, schieden sie mit innigem Händedruck.

Mohl konnte sich über die warme und innige Neigung Nannis zu ihm nicht täuschen, da dieselbe jedoch auf keinem sinnlichen Motiv vorherrschend beruhte, so sah er in diesem Zuge ihres Herzens keine Gefahr für sie. Er war für das Wolwollen eines reinen unverdorbenen Herzens nicht unempfänglich, doch erkannte er es sehr gut, daß solch eine vertrauensvolle Hingebung für ihn selbst gefährlich werden konnte. Leider kennt sich selbst Niemand genau. Dies bedenkend, wäre Mohl jedenfalls behutsamer im Umgange mit Nanni gewesen.

Der Einfluß seiner leichtfertigen Jugendgenossen, an deren Seite er die Welt, oder was man so die Welt nennt, kennen lernte, war leider an seinen Sitten nicht spurlos geblieben. Die Leichtfertigkeit, womit sich jene Kreise über sittliche Beziehungen, wo sie nicht mit den Begriffen der Standesehre zusammenfielen, hinaussetzten, hatte auch ihn angesteckt und es kam wol auch vor, daß er unter den Leichtfertigen der Leichtfertigeste, unter den Uebermütigen der Uebermütigste war. Sein tiefstes Denken und Fühlen war davon allerdings unberührt geblieben. Und war seine Einbildungskraft verderbt, so war doch seine künstlerische Fantasie rein und unbefleckt. Aehnliche Fälle sind nicht so selten. Der Ausgelassenste wahrht sich oft ein stilles, heimliches Blätschen des Gemütes. Den Kreis des Hauses, die Herzen seiner Kinder will auch selbst der Verdorbene von allem Unreinen gewahrt wissen.

Für Mohl war der Gedankenkreis seines künstlerischen Schaffens Haus, Familie, Gattin und Kind. So lange Nanni in diesem Kreise lebte, war sie ihm heilig. Aber Nanni war kein Gedanken-Gebilde, es rollte lebendiges Blut in ihren Adern.

Sofie kam öfters auf das Schloß. Bald ward es zur Regel, daß sie an jedem Nachmittage hinausfuhr und erst am späten Abend zurückkehrte, gewöhnlich mit ihrem Manne, manchmal allein. Es war so freundlich in den Laubgängen des Gartens, auch der Gast forderte Berücksichtigung. Doch wir blicken ja in ihr Herz; dies fühlte ein tiefes Sehnen nach dem Umgange mit dem geistreichen Schriftsteller. Bisher war die Frau gewohnt, sich selbst immer als den Mittelpunkt ihrer Umgebung zu betrachten, nun fühlte sie sich in ihrem Innern abhängig. Kein weibliches Wesen fühlt sich selig, das nicht beherrscht wird. In der Hingebung an einen kräftigeren verehrten Willen liegt das Glück des Weibes. Es hatte sich zwischen Beiden bald ein Ton innigster Vertraulichkeit geltend gemacht. Sofie, die Anteil nahm an allen literarischen Entwürfen Mohls, liebte es, ihn auch selbst bei geringfügigeren Dingen zu Rathe zu ziehen. Selbst sein Tadel, ob er auch tiefer schnitt als bei jedem Andern, that ihr, wenn auch schmerzlich berührend, im Grunde doch wohl. Sie richtete das Gespräch nunmehr selbst einigemal wieder auf Nanni. Mohl aber brach immer schnell davon ab, indem er meinte:

Hier hilft das Reden nicht, hier muß gehandelt werden, und zwar nicht laut mit einer neuen grellen Wendung, sondern still mit der leisen wolthuernden Thätigkeit des Herzens.

Mohl machte sich keine Täuschung über den Einfluß, den er auf Sofien ausübte, doch gab ihm dies keinen Stoff zur Beunruhigung. Hier war er seiner sicher und auch hinsichtlich der gastfreundlichen Frau. Das war keine Leidenschaft, welche die Schranken der Sitte, des Gesetzes zu sprengen drohte, diese Neigung mußte in den erkannten und klar gewollten Grenzen festgehalten werden.

Mächtiger als man es denkt, ist der Einfluß der Sitte, der herrschenden gesellschaftlichen Grundsätze auf den Menschen, ja die Sitte ist oft eine Schutzmauer der Sittlichkeit. Im Punkte der Sittlichkeit kennen wir Mohl nicht als den Strengsten, gleichwol hätte er es doch als eine Niederträchtigkeit verabscheut, der Gattin seines Gastfreundes mit einem unehrbaren Gedanken zu nahen. Auch nur den Frieden einer solchen Ehe zu stören, wäre ihm als unverzeihliches Verbrechen erschienen. Diese Neigung sollte eine erkannte, immer aber eine unausgesprochene sein. Daß jedoch ein solches Spielen mit dem Feuer gefährlich war, sagte ihm sein Verstand. Doch hier war die erkannte Gefahr auch schon eine vermiedene. Daß übrigens Sofiens Eindruck auf Mohl nicht überwältigend wirkte, daß ihm die schöne verständige Frau nur eine angenehme Erscheinung war, müssen wir im Interesse der historischen Wahrheit bemerken.

Ein sinnlich wärmeres Gefühl, das er jedoch bei sich selbst nur als Theilnahme an einem unglücklichen jugendlichen Wesen gelten ließ, zog ihn zu Nanni, mit der er nunmehr bloß in den frühen Morgenstunden zusammentraf, selten allein und ungestört. Sie suchte so gerne seine Nähe und horchte so stillfreudig seinen Worten, an denen sie den Tag über und oft die einsamen Stunden der Nacht hindurch zehrte. Sie fühlte es in ihrem tiefsten Innern, von diesem Manne geht die Wendung ihres Schicksals aus, was er aus ihr bildet, das wird sie werden.

Eines Morgens trat er ihr wieder im Garten entgegen. Der Himmel war umzogen, es drohte zu regnen und Nanni wollte eben heimgehen. Er führte sie in die schattige Laube, auf deren dichte Blätter schon einige Tropfen niederfielen.

Es wird bald vorüberziehen, warten wir den Ausgang hier ab.

Sie setzte sich an seine Seite und seine Hand hielt freundlich die ihre gefaßt.

Es wird vorüberziehen, wie Alles — auch ich meine liebe Nanni werde jetzt bald scheiden müssen.

Nanni ward todtenbleich.

O daran habe ich nie gedacht! Was wird aus mir werden!

Seien Sie beruhigt, ich bleibe Ihnen immer ein treuer Freund.

Wenn Sie gehen, was soll aus mir werden? Ich habe ja Niemand, Niemand auf dieser Welt!

Du hast ja mich! — Und er schloß das in Thränen aufgelöste, sich hinneigende Mädchen innig an seine Brust, seine Versicherung mit einem heißen Kuß auf den rosigten Mund besiegelnd.

Wenn mich auch meine Pflicht längere oder kürzere Zeit von dir entfernt, meinem Herzen wirst du immer theuer sein.

Es klang so süß, so beruhigend in ihr selig aufhorchendes Herz, und wie sie an seine Brust gelehnt, zu seinem schönen geistvollen Antlitz

aufblickte, das mit feuriger Zärtlichkeit zu ihr niederblickte, fühlte sie sich wunderbar erhoben, und zum ersten Mal ergriff sie der wönnig schauernde Gedanke, daß sie diesem Manne mehr als alles Andere gelte, daß sie von ihm erwählt an seiner Seite stehe.

Mein Herz und mein Sinn, was ich bin und habe, gehört Ihnen!

Und wärmer schloß er sie an seine Brust. Die süße Gegenwart berauschte ihn und er vergaß, was er sich vorgenommen, einen erhebenden, fördernden Einfluß auf Nanni auszuüben. Er war nicht so schlecht geartet, um die arglose Hingebung dieser reinen Seele zu ihrem Verderben — im gewöhnlichen Sinne — zu mißbrauchen, aber schwach genug, der Lockung des Augenblickes zu erliegen und eine Zärtlichkeit zu erwidern und zu steigern, die er nicht im gleichen Maße fühlte, als sie ihm geboten wurde.

Plötzlich erscholl die Stimme der Wirtschafterin, die Nanni! rief. Diese sprang schnell aus der Laube, die Aufregung leuchtete aus ihrem Antlitze. Die Wirtschafterin erteilte ihr eine Weisung und schritt näher der Laube zu. Dort erblickte sie den Fremden. Das gab ihr einen Stich in's Herz, und indem sie ihm einen bitteren vorwurfsvollen Blick zuwarf, kehrte sie zurück.

Abends vor dem Schlafengehen, als Nanni ihr Licht in der Küche anzündete, sprach die Wirtschafterin ernsthaft zu ihr:

Nanni, ich bitte dich, sei auf deiner Hut. Glaube mir, das führt nicht zum Guten. Es bringt dir Schmerz, wenn nicht Ueblerses.

Nanni hatte ihr Köpfschen vom Lichte abseits gewandt; sie wollte sprechen und unterdrückte es wieder, endlich sprach sie:

Gertraud, ich kann darüber mit Euch nicht sprechen.

Nicht sprechen! O laß das Vornehmthun! Denk an die arme List.

Da wandte sich Nanni plötzlich zu ihr, daß das volle Licht auf ihr zorngerötetes Antlitz fiel.

Was gibt Euch das Recht, von mir schlecht zu denken!

Sich entfernend, ging das Mädchen in keine weiteren Erörterungen ein.

Am nächsten Tage kam die Frau des Hauses mit ihrem Manne wieder auf das Schloß, und zwar schon zum Mittagstische. Der Nachmittag wurde wie gewöhnlich im Garten zugebracht. Sofie war ungewöhnlich weich, sie sprach so innig und warm mit der schönsten Theilnahme für Wohl. Des nahen Scheidens wurde gedacht und Hoffnungen baldigen heiteren Zusammenlebens wurden ausgesprochen. Der Gatte kam, sie zur Besichtigung und Besprechung wirtschaftlicher Angelegenheiten zu holen. Bald stand die Frau mit der Wirtschafterin allein in der großen kühlen Vorratskammer. Da, mitten unter Anordnungen sprach die Wirtschafterin plötzlich:

Gnädige Frau, ich habe Ihnen etwas sehr Ernstes zu sagen.

Es wird doch kein Unglück geschehen sein?

Das nicht, aber mit der Nanni und dem fremden Herrn ist es nicht richtig. Mir ist es nur wegen der Nanni! — Ich will sie nicht verklagen, das ist nicht meine Art, aber weil ich das Mühl gern habe, möcht' ich sie retten; mir glaubt sie nicht. Und da dachte ich, die gnädige Frau werde der Sache schon auf eine gute Art ein Ende machen.

Nur durch ein flüchtiges Erröten verrieth die empfindlich getroffene Frau das Weh, das in ihrem Herzen aufstieg. Schnell gefaßt entgegnete sie:

Was wird es sein? Den Herrn interessirt das Schicksal des Mädchens, er spricht vielleicht manchmal mit ihr und Nanni hört ihm gerne zu.

Das Schicksal? So? Ich glaube, ihn interessirt das Mädchen selbst. Nanni geht um wie im Traume und der Herr häufiger als nötig hinter ihr im Garten. Neulich sprang sie aus der Laube, als ich näher kam, und eilte blutrot schnell an mir vorüber; er saß drinnen und sah mich so unverschämt ruhig an, als ich vorüberging und ihm einen Blick zuwarf, daß ich glaubte, er müsse sich in die Seele schämen.

Du hast recht gethan, es mir zu sagen, doch liebe ich es nicht, wenn unsere Gäste argwöhnisch beobachtet werden. Der mit deiner Herrschaft umgeht, dem sollst du nichts Schlechtes zutrauen.

Ja, gnädige Frau, das ist ein Anderes. Ich bitte um Verzeihung. Mit Ihnen, mit Ihresgleichen werden die Herren ganz gut sein und manierlich sein, aber mit Unfersgleichen, da nehmen sie es nicht so streng und nicht so genau. Sie meinen, da sei nichts zu verderben, und so ein Spaß sei immer zum Mitnehmen. Und was die Herren Spaß nennen, das ist für uns oft das Elend.

Sofie befahl der Dienerin, über das Wahrgenommene gegen Jedermann zu schweigen; sie wollte selbst zusehen, wie die Sachen stehen. In ihre Gemächer hinauseilend, suchte sie Ruhe und Besonnenheit zu gewinnen. Wie sie sich allein wußte, warf sie sich auf einen Lehnstuhl und Thränen des bittersten Unmuthes entrannen ihren Augen. O so sind sie Alle, Alle, und wenn man glaubt, einen seltenen Mann gefunden zu haben, zu dem man mit Verehrung hinausblicken kann, so hat ihn das Leben schon verdorben, und die Hand, die wir fassen, ist eine entweihete.

Allmählig schlich noch eine andere Befürchtung in ihr Herz. Und wenn sie ihm doch mehr gelten sollte, als ein flüchtiges Spielzeug, wenn sein Herz an ihr Antheil nähme? Nein! Nein! das ist nicht möglich. Er fordert ja so viel. Aber wenn ich bedenke, wie warm er über sie mit mir gesprochen — ich hielt es für rein menschliches Interesse — und ich liebte ihn um so mehr — ja ich liebte ihn, was soll ich es mir verhehlen; ich liebe ihn und will ja nichts, als daß er das sei, was er in meinen Augen schien. Nein ist meine Liebe, und wenn er sie liebt, wahr und wirklich, so möge er glücklich sein an ihrer Seite. Ich will nichts für mich, das muß klar werden und bald! Desters strich dieser Gedankengang durch ihr Haupt, und immer kehrte er zu dem gleichen Resultate. Nach längerer Zeit hatte sie es über sich gewonnen, wieder in Gesellschaft erscheinen zu können. Sie hatte solche Gewalt über sich, daß Niemand ihr die tiefe Erregung ansah. Ihr Auge blickte im ruhigen Glanz, aber sie sah selbst doch so ganz anders. Wohl und der Gemal waren im belebten Gespräche, und sie trug scharf beobachtend ihren Theil zur Unterhaltung bei. Es wurde bestimmt, am Schlosse zu übernachten. Nach dem Abendtische zog sich Sofie schnell zurück und ließ Nanni zu sich bescheiden.

Ruhig trat Nanni in das Zimmer der Frau Mama.

Nanni! ich muß dich warnen, daß du im Umgange mit Männern behutsamer bist. Ein Mädchen in deinem Alter und in deiner Stellung verliert so leicht, auch ohne Fehltritt, ihren guten Ruf.

Was habe ich Unrechtes gethan?

Nichts, ich will es gerne glauben. Doch wirst du auch den Schein meiden müssen. Die Wirtschafterin. . . .

Ich konnte mir denken!

Sie hat nichts Uebles von dir gesagt. Nanni sei aufrichtig. Du sprichst zu deiner Mutter. Was ist zwischen dir und unserem Gaste vorgefallen.

Nanni fühlte es, daß einer jener Augenblicke gekommen, die entscheidend in ein Leben eingreifen. Sie fühlte sich beengt und doch gehoben, schüchtern und doch mutig.

Wahr und offen will ich reden. Was ich jenem Herrn bin, der so gut mit mir ist, das weiß ich nicht, aber was er mir ist, das weiß ich — Alles. Und ich hab' es ihm gesagt mit den Blicken meines Auges, mit den Worten meines Mundes. Und er ist gleich gut mit mir geblieben. Ich glaube und hoffe, meine Liebe ist ihm nicht lästig.

Und wie ist das gekommen?

Wie es kam, ich weiß es nicht. Doch ja, ich weiß es und will es sagen. Ich bin nicht undankbar, aber ich war so allein, um mein Herz hat sich Niemand gekümmert. Wenn ich meine Pflicht that, so war es den Leuten recht. Und er ist gekommen und sein Auge hat mich erkannt, und sein Herz hat mein Herz erraten, denn hineinblicken konnte er ja nicht. Und ich sah in ihm die Güte und Wahrheit und ich mußte ihn lieben.

Nanni, ich gäbe viel darum, wenn es zu deinem Wohle anders gekommen wäre. Du wirst mich vielleicht in deinen Gedanken hart und herzlos schelten, aber ich muß dir sagen, daß du diesen Traum verschrecken sollst. Du bist verständig, sprich wohin soll es führen?

Weiß ich's? Das steht bei ihm.

Das ist keine vernünftige Antwort. Kannst du es dir denken, daß er dich wählen sollte, um als Gattin an seiner Seite zu stehen? Hat er dergleichen gesprochen?

Nie. Er duldete meine Liebe, und ich war dessen froh.

Und du wolltest eine Leidenschaft, die zu keinem Glücke führen kann, fortan in dir nähren; du willst mit der Gefahr spielen —

Gefahr! Wo wäre ich sicherer?

Ich weiß, du hast mit ihm geheime Zusammenkünfte, ihr sprecht euch allein in den Lauben.

Ich sah auch Sie, gnädige Frau, öfters mit ihm allein.

Unverschämte! loderte Sofie auf, doch schon war Nanni vor ihr niedergesunken und faßte ihre Hand.

O verzeihen Sie, ich fühle es, wie Unrecht ich that; aber ich bin so grenzenlos elend, wenn Sie mir den Glauben an ihn, an mich selbst rauben.

Und Nanni, die erst so ruhig gefaßt war, löste sich beinahe in Thränen auf.

Wildes gestimmt hob sie Sofie vom Boden empor und nöthigte sie zum Sitzen.

Liebe Nanni, sieh', ich will nur dein Glück. Du sollst selbst entscheiden. Ich spreche morgen mit Mohl hier in diesem Zimmer über dich, im anstossenden Zimmer sollst du das Gespräch hören. Das soll entscheiden für ihn und für dich.

Und sie küßte die Stirne des Mädchens und mahnte sie, sich zur Ruhe zu begeben.

Nanni ging aus Sofiens Zimmer über die Hallengänge des Schlosses zu ihrem Dachstübchen empor. Der Mond leuchtete hell und sie erkannte Mohl, der eben aus seinem Zimmer trat; auch er hatte sie schnell bemerkt, kam ihr entgegen und führte sie zur Fensterische des Ganges, von wo sie die ruhende Landschaft und den hellen Sternenhimmel sahen. Er sprach süße und warme Worte, und er fühlte ihr Herz an seinem pochen. Ihr grenzenlos vertrauendes Herz duldet jene Vertraulichkeiten, in denen die Liebe kein Arges sieht. Es war die Balkonzene aus Romeo und Julie, nur waren die Liebenden näher gerückt. Mohl war im tiefsten Innern erregt, aber wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, selbst im Sturme der Leidenschaft blieb er Herr seiner selbst, und als er mit einem zärtlichen: Morgen meine Liebe! von Nanni Abschied nahm, glaubte er sich nichts vorwerfen zu dürfen. Morgen! flüsterte Nanni, und indem sie hinauf über die Treppe eilte, fiel ihr die Bedeutung dieses „Morgen“ wieder ein. Sie hatte, als sie Mohl erblickte, sich schnell vorgenommen, die Verabredung Sofiens ihm mitzutheilen, aber theils aus Schüchternheit, da ihre Liebe nur gewohnt war, auf seine Fragen zu antworten, theils aus heimlichem Stolze, Sofien zu demütigen, ohne sie zu verraten, hatte sie es unterlassen, und später im Glücke des Augenblickes ganz darauf vergessen.

Es wurde der schönste Morgen, es wurde der schönste Sonntag. Nach zehn Uhr Vormittags wurde Nanni zur gnädigen Frau beschieden, und ihr der Platz in dem Nebenzimmer, dessen Thüre nur halb zugelehnt war, angewiesen. Bald hörte sie, wie Mohl in das Zimmer der Frau trat.

Sie entschuldigen, daß ich zu ungewöhnlicher Stunde Ihre Gesellschaft mir erbat. Ich habe von Wichtigem zu sprechen.

Eine kleine stumme Pause. Nanni sah natürlich nichts, doch ihre Fantasie sah Mohl sich in dem weichen Lehnstuhle niederlassen, und in der beliebten etwas nachlässigen Stellung sich bequem machen.

Darf ich ein klein wenig Ihren Mentor machen?

Frauen erziehen den Mann.

Ich bedarf aber vielleicht noch mehr Ihres Rathes.

Die Vorrede ist spannend

Das schöne Vertrauen, das zwischen uns herrscht, würde mich nicht zu dem heutigen Schritte berechtigen, wenn nicht eine andere Rücksicht mir denselben zur Pflicht machte. Unsere Unterredung betrifft meine Nanni.

Der forschende Blick Sofiens traf den zuckenden Strahl aus Mohls Auge, über dessen Anblick eine flüchtige Röthe lief, um schnell ruhiger Fassung Platz zu machen. Nanni aber sah im Geiste, wie er halb aufgerichtet mit ruhig freundlichem Blicke seine Liebe zu ihr stumm bekennt.

Nanni! Sie kennen meine Theilnahme für das Kind!

Eben weil ich sie kenne, bin ich ohne Sorge.

Mohl sah die Dame fragend an.

Ich sage Ihnen nichts Neues, wenn ich es ausspreche, daß Nanni Sie mit der warmen Blut eines jugendlichen unverdorbenen Herzens liebt. Sie ist meine Pflegebefohlene, ein mir anvertrautes Kind, Sie selbst haben mich auf meine Pflicht aufmerksam gemacht. Mohl! ich beschwöre Sie, antworten Sie offen auf meine Frage: was soll aus Nanni werden?

Mohl schwieg eine Weile. Sofie las auf seinem sinnenden Antlitze, Nanni aber lauschte mit eingehaltenem Athem, der Schlag ihres Herzens schien erstorben. Endlich begann Mohl:

Es ist einer der angenehmsten Reize in dem Umgange mit erfahrenen gebildeten Frauen, daß der gereifte Mann mit ihnen auch heilichere Verhältnisse offen und verständlich besprechen kann. Sie können daher auf meine Offenheit bauen. Ich werde mich nicht besser zu machen versuchen als ich bin, Sie werden den Grad meiner Schuld leicht bemessen können. Sie wissen, wie ich mit Nanni bekannt wurde. Zu dem Reize, der darin für die Einbildungskraft lag, gefellte sich das Wohlgefallen an der Jugendfrische dieser Gestalt und die Freude an diesem unentweiheten Herzen. Ich durfte im Anfange die Neigung Nannis zu mir bloß als auf die Freude über einen anerkennenden gebildeten Umgang zurückführen, und als ich das Wachsen ihrer Neigung, als ich ihre Liebe zu mir sah — ich appellire an Ihr Herz, werden Sie mich unbedingt verdammen, wenn ich schwach genug war, an einer Liebe mich zu erfreuen, die so selten ist, wenn ich den Duft einer Blume, die zu mir sich bog, freudig einsog.

Das ist die Vergangenheit, vielleicht noch die Gegenwart; aber die Zukunft?

Die Blume bleibt am Stamme, ich habe sie nicht gebrochen.

Mit diesem Bilde können Sie nicht über das Schicksal eines Menschenherzens hinausgehen. Bedenken Sie — doch erlauben mir eine Frage, sie ist keine müßig neugierige, sie ist sehr ernst gemeint. Wenn Nanni nebst den Vorzügen, die Sie ihr zugezehen, auch noch den einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung besäße; würden Sie nicht eine dauernde Verbindung mit ihr für wünschenswert halten?

Nein! Sie haben Offenheit von mir gefordert, sie soll Ihnen werden. Ich habe mir meinen Weg durch das Leben mit der Zähigkeit eines unbeugsamen Entschlusses gebahnt. Ich habe viel entbehrt, um wenig genießen zu können. Stolz habe ich mir meine Freiheit, meine Unabhängigkeit gerettet. Halten Sie mich nicht für lieblos. Wenn ich das Weib fände, dem mein Herz entgegenjauchzt: Du bist die Eine! ich würde vor ihr niederknien, und wenn ich sie eben erst aus dem Schmutze der Armut erhoben hätte. Dieses Weib, dem ich meine Freiheit hingäbe, um das Glück dafür zu empfangen, müßte mir ebenbürtig sein, meine Gedanken müßten die ihrigen sein, mein Gefühl müßte auch ihr Herz durchströmen. Nanni ist so gut und liebenswürdig, aber — sie genügt mir nicht. Daß ich ihrer Liebe mich erfreute, ist meine Schuld, und vielleicht ihr Unglück. Doch das überwindet ein junges

Herz; wenn ich aber mich mit ihr verbände, wäre es mein Unglück. Sie verzeihen, daß ich in diesem Falle Egoist bin.

Sofie horchte diesen Worten mit sehr gemischten Empfindungen. Sie erkannte das Grausame ihres Verfahrens, entschuldigte es aber mit der Nothwendigkeit des heilsamen Zweckes. Und im tiefsten Winkel des Herzens, da lag es wie verborgene Freude, daß er die Kleine nicht liebt. Es wurde noch Mehreres über das, was zunächst zu thun sei, besprochen. Mohl sollte noch heute mit in die Stadt ziehen, dort einige Tage verweilen und dann abreisen. Als er das Zimmer verlassen, stand die Frau zagend, sie wagte es kaum, in das Nebenzimmer zu treten. Es war so unheimlich still in demselben. Sie rief Nanni und da keine Antwort folgte, stürzte sie angstvoll hinein. Das Zimmer war leer. Nanni hatte sich durch eine andere Thüre entfernt.

Als Mohl seine kalte Rede begonnen hatte, da schnitt das Schwert des Schmerzes durch Nanni's zuckendes Herz, da knickte Alles zusammen, was an Glück und Freude in ihr aufgeschossen war.

Allein! Allein! schrie es in ihrem Innern, aber der krampfhaft geschlossene Mund regte sich nicht; die Hände an das Herz gepreßt, stand sie da, sie hörte jedes einzelne Wort und faßte nur die Hauptsache; alle Folgen standen vor ihren Augen da. — Wie das Gespräch eine ruhigere, ausführende Wendung nahm, schlich sie mit leisen Tritten durch eine Reihe von Zimmern, die zu dem Bohnzimmer des Herrn führten. Die Thüre desselben, die auf den Gang führte, war geschlossen. Da öffnete von Außen der Schlüssel und Brückner trat ein. Nanni schlich an ihm vorüber. Bewundert rief er ihr nach, sie aber eilte mit leisen Schritten fort durch den Gang, hinauf in ihr Dachstübchen. Dort schloß sie die Thüre, öffnete instinktmäßig das Fenster, sank dann halb auf das Bett, den Kopf in die Hände gehüllt. So lag sie eine längere Weile. Plötzlich schnellte sie empor, und mit furchtbarer Hestigkeit entlud sich der Zorn, der Schmerz ihres Innern:

Fluch Euch, die ihr stolz seid, sei es auf euer Geld, sei es auf euren Geist. Und noch mehr Fluch euch, die ihr euch anlügt, als ob ihr gut wäret und uns anblicket, als ob wir euresgleichen wären, bis wir euch trauen und elend werden. Seid und bleibt unsere Herren, laßt uns eure Dielen scheuern und die Mahlzeit kochen, aber rührt uns nicht an. Lieber die Peitsche, als eure schauderhafte, kosende Hand! O diese Schande!

Verzweifelnnd schlug sie ihre Brust, und rasend warf sie sich zur Erde. Da klopfte es an ihre Thüre, und Sofie rief ihren Namen. Sie regte sich nicht; Sofie pochte und rüttelte und beschwor sie, sich zu melden. O nur Ruhe, nur eine Stunde Ruhe! rief endlich die Arme. Man gönnte ihr Ruhe.

Es war Nachmittag geworden, Nanni kniete vor dem Bilde der heiligen Anna; ihre Lippen beteten, aber ihr Herz fühlte noch nicht den Frieden des Gebetes, es lag noch schwer der Haß darin. Da pochte es wieder an ihre Thüre, und jene Stimme, bei deren Klange gestern noch ihr Herz aufging, bat um Einlaß. Sie erhob sich und öffnete. Mohl stand auf der Schwelle und die Jungfrau vor ihm.

Nanni, was auch geschehen, ich scheide nicht wie der Dieb im Verborgenen.

Wenn Sie mich nicht liebten, warum haben Sie mich berührt?

Mohl, der Thränen und laute Klagen erwartet hatte, stand ratlos dieser einfachen Frage gegenüber.

Nanni! Sie waren mir werth, wie Wenige. Wäre nicht ein unheilvoller fremder Einfluß dazwischen getreten, Alles hätte sich freundlich gelöst.

Gelöst! Ja! Sie haben mir einst erzählt, es gebe Bücher, die man einmal liest und dann weglegt — wegwirft. So hätten Sie es mit mir gemacht, durchgelesen — weggeworfen. O erbärmlich!

Ich weiß, Sie werden einst milder von mir denken. Nanni, zum Abschiede — und die Hand ihr entgegenstreckend, wollte er die ihre fassen. Mit der Geberde des Abscheues trat sie zurück, und ein Blick traf sein Auge, daß er es beschämt senken mußte. Die Thüre schloß sich leise und Mohl entfernte sich zögernd.

Nanni trat an das Fenster. Ueber eine Weile sah sie den Wagen mit der Herrschaft und dem Gaste der Stadt zurollen. Da löste sich der Krampf ihrer Seele und heiße Thränen rannen über ihr gesenktes Antlitz herab. Die milden Abendlüfte wehten sie kühlend an und aus dem reinen, dunkelnden Blau blickte der Abendstern auf sie herab. Da falteten sich ihre Hände zum Gebete, das aus dem Herzen zu Gott emporstieg.

Die Wirtschafterin trat ein, brachte ihr eine Stärkung und mahnte sie, zu Bette zu gehen. Sie sprach nichts von Theilnahme und dergleichen, aber Nanni fühlte ihr Wohlwollen. Sie folgte ihrer Mahnung.

Der Herr, welcher der Blume den Thau sendet, schenkte Nanni die Labung des Schlummers.

Was wir ferners von unserer Nanni zu berichten haben, ist eigentlich eine gewöhnliche Geschichte, die nur dann, wenn das Vorhergehende das Interesse für Nanni zu erregen im Stande war, auf die Theilnahme der Leser rechnen kann. Wir haben nicht etwa deshalb, weil das Verhältnis mit Mohl unserer Erzählung einen romantischen Schimmer verliehen hat, dasselbe weitläufiger geschildert; — wir thaten es, weil diese erste Charakterprobe eine entscheidende für die Zukunft unseres geliebten Kindes war. Wieder war die Jungfrau mit einer Welt, von der sie als Kind erst gehätschelt, dann verstoßen wurde, in Berührung gekommen. Nun liegt ihr Weg klar vorgezeichnet. Was ihr auf diesem Lebensgange begegnet, wollen wir nun berichten.

Einen tiefen Schmerz, einen herben Verlust und besonders eine das Innerste verletzende Kränkung zu überwinden, kann nicht das Wert eines Augenblickes, eines Tages sein. Nanni genas erst nach und nach, ihre sittliche Kraft vermochte erst allmählig die letzte Wurzel des Hasses und Grolles auszurotten. Zu ihrem Gott floh das verlassene Kind, und er spendete ihr seinen reichlichen, überquellenden Trost. Der Pfarrer des Ortes, ein alter erfahrener Mann, kam ihr liebevoll entgegen. Sie hatte eine sicher leitende Freundeshand gefunden. Bald war an ihrem

Außerer keine Veränderung mehr zu bemerken, es sei denn, daß man ein ruhigeres, gefäßteres Benehmen dafür ansehen wollte. Die kindliche Heiterkeit war entflohen und die jungfräuliche Sanftmut trat an ihre Stelle.

Ihr Herz schloß sich jetzt inniger an ihren Bruder an. Peter war in die Stadt zur Arbeit gezogen und besuchte sie manchmal an Sonntagen Nachmittags, denn die Vormittage verwandte er sorgfältigst zur eigenen Ausbildung, indem er die Industrieschule besuchte. Es war an einem solchen Nachmittage, als Nanni ihrem Bruder entgegenging. Sie schlug einen Seitenweg ein, auf dem sie ihm wie gewöhnlich zu begegnen hoffte. Er kam jedoch nicht und sie setzte sich im Waldesgrün an einem Kreuze nieder und las aus einem Buche, das ihr der Pfarrer geliehen. Lieblich stimmte das frische Waldesleben zu dem Frieden, der aus dem Buche atmete. Es begann schon zu dämmern, da erhob sie sich zur Heimkehr, kniete jedoch früher noch andächtig am Schemel vor dem Kreuze nieder.

Ein junger Bursche nahte sich unhörbar am Graswege, blieb stehen und wartete, bis die Beterin sich erhob. Dann trat er zu ihr.

Grüß Gott, Nanni! Der Peter laßt dich schön grüßen, er hat heut nicht kommen können, sie haben ein Fest. Ich war dort und habe selbst nur wenige Worte mit ihm reden können.

Ich danke dir recht schön, Franz. Gehst auch schon nach Hause? So haben wir wol Einen Weg.

Franz war der Müllerbursche an der Schloßmühle. Eine schöne, erfreuliche Gestalt. Etwa 19 Jahre zählend, war doch er schon vollkommen ausgebildet. Er stammte aus einer angesehenen Bauernfamilie, die aber so reich mit Kindern gesegnet war, daß ein paar Söhne ein Gewerbe ergreifen mußten. Franz wurde Müllerjunge, und zwar an der Schloßmühle, da dieselbe in hohem Ansehen stand; auch dürfte der allgemein verbreitete Glaube, daß die männlichen Dienstleute des Schlosses vor der Rekrutierung so ziemlich sicher wären, zu dieser Wahl Vieles beigetragen haben. Wir können nicht entscheiden, was an diesem Glauben Wahres war, jedenfalls gewährte er der Herrschaft den Nutzen, daß sich die tüchtigsten Burschen aus den besten Häusern zum Dienste meldeten.

Es gibt eine Aristokratie unter den Bauern, und zwar eine im besten Sinne. Wir meinen nicht jenen sich überhebenden, den Vornehmen nachäffenden Bauernstolz, wir meinen jene ehrenwerthe Tüchtigkeit, die einen genügenden, oft reichlichen Besitz durch Fleiß, die eine blühende, gesunde Familie durch Zucht zusammenzuhalten und zu fördern weiß. Wie die Aecker kennt man die Kinder eines solchen Hauses schnell unter andern heraus.

Einer solchen Familie entstammte Franz, der nun mit Nanni durch Wald und Feld zum Schlosse heimkehrte. Nanni wußte von ihm nur, daß er mit Peter gut Freund war, und sie sprachen auch meistens von ihm. Franz wußte von ihm zu rühmen, wie gerne er lese, auch seine Zeichnungen habe er gesehen und meinte, hier auf dem Lande sei es wol mit dem Lernen eine schwere Sache. Es wäre just wol Zeit zu erübrigen, aber man hätte keine Gelegenheit, und in der Sonntags-

schule wäre auch nicht viel zu profitiren. Das Schreiben habe er zwar nicht vergessen, aber schwer ginge es. Nanni meinte, er solle sich nur üben, und Bücher bekäme er vom Herrn Pfarrer, und sie wolle ihm auch aushelfen, wenn er Lust hätte. Er versicherte, daß er gewaltig Lust habe, und so gab ein Wort das andere, und wie sie so langsam zum Schlosse kamen, waren sie, die früher kaum wenige Worte flüchtig zusammen gesprochen hatten, schon recht vertraut und bekannt geworden. Bald waren sie noch vertrauter. Nanni wurde Franzens Lehrerin und er ihr aufmerksamer Schüler. Der junge Bursche blickte mit unbegrenzter Verehrung zu seiner jungen Meisterin empor, und sie ersah mit herzlichem Wolwollen sein offenes und reines Herz. — Der freundliche Leser wird uns wol erlassen, stufenweise die Geschichte dieser jugendlichen Herzen zu erzählen. Sie sprachen kein Wort von Liebe, aber sie liebten sich. Diese Liebe war bei dem Burschen allerdings eine heftigere, mit aller Gewalt einer ersten Leidenschaft, nur gefesselt durch Verehrung, während bei Nanni ein ruhigeres Wolwollen und die Freude, geliebt zu werden, vorherrschte. Als sie vertrauter geworden, sprach Franz wol öfters von seinen Aussichten für die Zukunft. Dort, einige Stunden von seiner Heimat, lebe ein alter Müller, der sein Better und kinderlos sei, und wenn er auch nähere Verwandte habe, so würde er ihm doch dereinst die Mühle um einen billigen Preis überlassen, und etwas vermögen seine Eltern auch für ihn zu thun, wengleich der Kinder gar viele wären, übrigens sei er noch jung und wolle sich selbst etwas ersparen, denn heute und morgen könne das ohnehin nicht geschehen.

Nanni gab freundlich ihren beistimmenden Rath und fand Alles gut.

Mittlerweile war es Winter geworden. Die Stube der Wirtschafterin gestaltete sich zum Versammlungsplatz der Honoratioren unter den Dienstleuten. Natürlich zälte der Müller dazu und da Franz selbst nicht gerne unter den übrigen Knechten weilte, er auch aus einem guten Hause war, fand er ausnahmsweise Zutritt. Auch Nanni war jetzt häufiger dort zu treffen, und an Sonntags-Nachmittagen wurden dort die Lese- und Schreibübungen vorgenommen. Selbst der Müller fand Gefallen daran und sprach gerne mit den jungen Leuten, zum Aerger der Wirtschafterin, der es lieber gewesen wäre, wenn er mehr mit ihr gesprochen hätte. Der Müller war ein Mann in den besten Jahren, von Allen wohl gelitten, auch behauptete man, er habe sich schon ein Erkleckliches erspart, hatte er ja doch einen schönen Lohn und so nebenbei falle auch immer etwas ab. Was für den Müller so nebenbei abfiel, durfte allerdings nicht auf der Wage der Gewissenhaftigkeit gewogen werden, doch trieb er es nicht zu arg und verteilte die Besteuerung, aus der er seinen Nebengewinn zog, zwischen Wahlparteien und dem Mühlenbesitzer, damit, wie er meinte, es Keinem zu wehe that. Im Uebrigen war er und galt er als ein ordentlicher Mann, und wir begegnen hier einem nicht seltenen Widerspruche im Innern jenes widerspruchsvollen Wesens, das man Mensch nennt, in einem Stücke leichtfertig, ja gewissenlos, im Uebrigen gewissenhaft. Sein irregeleiteter Erwerbtrieb sah die alten Tage, wo er nicht mehr würde arbeiten können, vor Augen, und er gedachte frühzeitig vorzusorgen. Später erwachte auch die Sehnsucht nach eigenem Herde, und er glaubte jetzt wol schon im Stande zu sein,

sich einen solchen zu gründen. Er hatte zu diesem Zwecke sein Auge auf die Wirtschafterin gerichtet, wobei er wol nicht von ihrem Liebreize, denn schön war die Gute so wenig wie jung, angezogen war, aber von einigen Sparkassabücheln, die, wie sie ihm einmal gestand, in ihrer Truhe wohlverwahrt lagen. Aus solcher Vertraulichkeit ist schon zu ersehen, daß Gertrud die Verdienste des Müllers zu würdigen wußte und nicht abgeneigt war, mit ihm das Haus zu bauen. Solch' jugendliches Sehnen, in dem Herzen des Weibes erglühend, das schon weit über die Jugend hinausgerückt war, sei dem Leser nicht zum Spotte und Gelächter mitgeteilt; denn der Wunsch, sich einen eigenen Herd zu gründen, ist so natürlich und achtungswert, möge er in dem Herzen der Magd leben, die mit dem kleinen Bündelchen unter dem Arme in ihren ersten Dienst trat, möge er den jungen Knecht begleiten auf seinem Wege in den einsamen Holzschlag, oder wenn er auf fremdem Acker die Furchen des Pfluges leitet. Der Müller war ein kluger Mann und ließ sich nicht zu tief ein. Er gab kein Wort und sprach nur immer so im Allgemeinen. Feine Sonntags-Nachmittage änderten bald seinen Sinn, er sah ein wünschenswerteres Glück und hielt es wol erreichbar. Das Pflegekind der Herrschaft schien offenbar für den Stand, dem er angehörte, bestimmt; dabei ließ es sich aber vorausschauen, daß ihre Aussteuer, abgesehen von jener, die sie von der Natur empfangen, von Seite der Herrschaft jedenfalls weit über die Sparkassabücheln der Wirtschafterin reichen werde. Sein Herz oder eigentlich sein Auge konnte nicht schwanken in der Wahl und sein Verstand war ganz der Meinung seiner Augen.

Gertrud war klug genug, diese Schwankungen ihres Erkorenen schnell zu bemerken, aber zu ihrer Beruhigung hatte sie auch das Wohlwollen bemerkt, mit dem Nanni die Liebe des Müllerjungen ausnahm. Sie fand das Paar ganz passend für einander und durchaus keinen Grund, diesmal ein störendes Dazwischentreten der gnädigen Frau zu veranlassen. Anders dachte der Müller. Die Kinderei mit dem Müllerburschen störte ihn nicht im Geringsten. Es konnte ihm nicht im Traume einfallen, seinen Lehrjungen, der nichts hatte, als seinen Nebenbuhler zu betrachten, und da er wußte, daß Nanni sehr brav, so war er darüber ganz beruhigt. Da jedoch die Aussteuer jedenfalls die Hauptsache und das Mädchen eine höchst angenehme Zugabe war, so galt es, sich zuerst der Ersteren, nämlich der Zustimmung der Herrschaft zu versichern. Er galt bei dem Herrn viel, wußte jedoch sehr gut, daß es in dieser Sache zunächst auf die Stimme der Frau des Hauses ankam. Diese mußte nun sondirt werden.

Nanni war seit der Katastrophe mit Wohl in Sofien's Augen unwillkürlich gestiegen. Die ruhige Würde, mit der Nanni ihr Unglück ertrug, imponirte der Frau. Es wurde über das Vergangene kein Wort mehr von ihnen gesprochen, und Sofie ergriff nur einmal die Gelegenheit, um Nanni die entschiedenste Zusicherung ihrer mütterlichen Sorgfalt für ihr künftiges Wohl zu erneuern. Sie ließ es auch deutlich durchblicken, daß es nur an Nanni gelegen sei, ob ihre Zukunft sich nicht vielleicht wieder jenen Kreisen wenigstens nähern werde, für die sie in den ersten Jahren von ihren Zieheltern bestimmt war. Nanni aber

erklärte ruhig und entschieden, daß sie nur in dem ihr von der Geburt angewiesenen Stande ihr Glück suchen wolle, und fügte mit schmerzlichem Lächeln hinzu: Wenn ich je heirate, so wünsche ich mir einen Mann, dem ich ganz genüge. — Sofie fühlte, daß sie viel gut zu machen hatte und ließ Nanni gewähren. Brückner sah Nanni seit der Geschichte mit Wohl mit etwas ungünstigen Augen an. Er hatte die romantische Episode nur in allgemeinen Umrissen erfahren und hielt die Sache für eine gewöhnliche Liebelei. In seinen Augen hatte dadurch Nanni mehr als Wohl verloren. So standen die Sachen, als der Müller eines Tages mit seiner ehrfurchtsvollen Anfrage bei der gnädigen Frau herausrückte.

Der Müller hatte seine Zeit klug gewählt. Sofie, die einen gerechten Stolz darein setzte, ihre Dienstleute viele Jahre zu behalten und sie nicht anders als wohlverforgt für die Zukunft zu entlassen, hatte doch selbst bei den ältesten Dienstleuten die Regel beibehalten, sich alljährlich zur bestimmten Zeit zu befragen, ob sie noch fürder im Dienste bleiben wollten. Es ging dabei etwas feierlich zu. Die Leute wurden in das Arbeitszimmer der Hausfrau beschieden und mit der Verabreichung des Leihkaufes war manches Wort der Belehrung, der Anerkennung oder Rüge verbunden. Diesen Zeitpunkt wählte der Müller. In seinem Sonntagserocke, der, wie es sich wol von selbst versteht, einen städtischen, nicht eben modernen Schnitt hatte, den Hut in der Hand, trat er ehrerbietig ein, antwortete, befragt, daß er sehr gerne bleibe und bitte, die Herrschaft möge ihm gnädig bleiben. Er wisse wol, es ginge ihm hier so gut wie kaum wo anders, man werde gut gehalten, und es sei nicht so wie anderwärts, wo man arbeiten möge, wie viel es sei, und wäre doch nie genug und sei keine Anerkennung. Und wenn er auch manchmal denke, es wäre vielleicht für ihn schon hohe Zeit, wenn er anders es thun wolle, ein Weib zu nehmen, so könne er von hier nicht fort. Ja, wenn es sich thun ließe, daß er hier bliebe und doch heiraten möge, so wäre es freilich gar gut, und Besseres könne er sich nicht denken.

Sofie ersah aus seinen Worten, daß der gute Müller schon einen bestimmten Plan habe, und erwiderte blos, er wisse selbst, daß dies nicht so leicht angehe, es sei auch nicht der Brauch, und wenn sie darüber hinausgehen wolle, so könne man nicht wissen, wie sich sein Weib darein schicken werde, und dann gebe es leicht Verdruß und Unfrieden im Hause.

Ach ja! entgegnete der Müller, das ist sehr wahr, es müßte eine Person sein, die die gnädige Herrschaft selbst schon lange kennt, der sie vertrauen mag. Eine andere möchte ich selbst nicht.

Sofie glaubte nun annehmen zu dürfen, daß die Werbung der Wirtschafterin gelte, die schon seit längerer Zeit sich über den Müller immer höchst anerkennend aussprach. Es schien ihr dies mit ihren eigenen Wünschen und ihrer Behaglichkeit vereinbar. Zwei bewährte Dienstleute würden versorgt und doch nicht ihrem gewohnten Dienste entzogen. Sie antwortete daher nach einigem Besinnen:

Da Ihr selbst sagt, daß es dabei hauptsächlich auf die Braut ankomme, so müßt Ihr Euch schon deutlicher erklären, wenn Ihr wollt, daß ich Euch eine bestimmte Antwort geben soll, das heißt, nachdem ich darüber mit dem Herrn gesprochen habe.

Dem Müller klang solche Rede gar süß, er sah sich beinahe schon am Ziele, als er seine wohlgesetzte Rede begann:

Euer Gnaden sind gegen Alle, die in Ihrem Dienste sind, so gut; aber, wir wissen es Alle, es ist Eine darunter, die doch am meisten gilt. Es beneidet sie Keiner darum, und ich am wenigsten, denn sie verdient es gar sehr, weil sie gut, brav und fleißig ist. Möcht' auch selbst glauben, daß sie Euer Gnaden nicht gerne ganz von sich ließen, aber heiraten möchten die Weiber doch auch, und so möcht' ich denn so fed sein und bitten, die Nanni mir zum Weibe zu geben.

Sofie blickte den Werber verwundert an, aber wie er vor ihr stand, der stattliche, rüstige Mann, der seine vierzig Jahre und etwas darüber so leicht und ungebeugt trug wie seine schweren Mehlsäcke, da schien ihr die Sache erst nicht so ganz und gar unmöglich. Aber ob Nanni je einwilligen werde, das schien ihr sehr bedenklich, nicht wegen des Unterschiedes im Alter, aber — Wohl und der Müller! Der Sprung schien ihr doch gar zu groß. Da ihre Gefühle mit jenen Nanni's sich in Einem Punkte berührt hatten, so stellte sie sich auch jetzt in die Lage des Mädchens und betrachtete den Müller mit ihren Augen und sah nun keine Möglichkeit mehr, daß Nanni an seiner Seite leben könne. Dieser Gedankengang zerstörte schnell den günstigen Eindruck, den der Müller hervorgebracht und sie entgegnete ziemlich kalt:

Das wird lediglich von Nanni selbst abhängen. Ich will nicht sagen, daß wir einer solchen Verbindung entgegen wären, und ich werde darüber mit dem Herrn sprechen; mit Nanni müßt Ihr selbst reden. Doch — wie ist's denn? — was wird die Wirtschafterin dazu sagen? Man hätte eher meinen sollen —

Nein, nein, das war nie Ernst. Sie kann mir nichts vorwerfen. Aber, wie ich glaube, Ihr hattet ein Kind, als Ihr hier in den Dienst tratet.

Das Kind ist todt. Vor zwei Jahren habe ich es begraben lassen. Und die Mutter?

Mit der kann nichts werden. Sie ist weit weg im Dienst. Mein Gott, ich war damals jung. Sie ist mir jetzt gar zu gemein. Wird mir auch nicht treu geblieben sein. Da wollt' ich lieber nie heiraten.

So spricht denn mit Nanni!

Mit diesen Worten wurde der Müller entlassen. Die Wirtschafterin hatte draußen gewartet und war nicht wenig verwundert über das lange Verweilen des Müllers. Sie hätte herzlich gerne gehorcht, leider war es nicht möglich. Vielleicht hat er ihretwegen mit der Frau gesprochen — doch da hätte er ja wol früher sich an sie gewendet. Wie er heraustrat, da ging sie ihm gar freundlich entgegen:

O, heute muß es Wichtiges gegeben haben. So lange drinnen bei der gnädigen Frau.

In der Mühle wird gebaut.

Mit dieser kurzen Lüge ging der Müller seiner Wege, ohne sich um die ungläubig nachblickende Wirtschafterin zu kümmern.

Wird gebaut! schau, schau, ein Stüberl für die Müllerin etwa? — Meinethalben! Aber ich fürcht', das Stüberl wird leer bleiben. So, erst wär' ich gut gewesen — aber wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Und sie versuchte schon jetzt *anticipando* zu lachen, es ging aber nicht recht vom Herzen. Doch, sie mußte zur Frau, und während sie eintrat, flatterten einige verdorrte Intriguensfäden in ihrem Kopfe hin und her. Wie die Geschäftssachen abgethan waren, suchte sie nach einem Anknüpfungspunkte für die losen, flatternden Fäden. Und glücklicherweise sah sie vom Fenster den Müllerburschen unten vorbeigehen.

Franz wird nun bald frei werden, der möcht' wol auch lieber bleiben, als fortziehen. Und geht er, wird er gewiß nicht allein weinen.

Dabei lächelte sie ausnehmend pffiffig und geheimnisvoll.

Sofie hörte nicht, oder that so, als hätte sie nicht gehört; da sie jedoch mit keiner Miene Schweigen gebot, so fuhr die gute Gertraud getrost fort:

Nun, nun, sie sind halt Beide jung, und ein hübsches Paar wären sie.

Von wem sprichst Du?

Ja, wissen denn Euer Gnaden das nicht, und ich hab' doch geglaubt, daß Sie es gern so angehen lassen. Und warum auch nicht? Brav sind sie und fleißig, und wenn sie etwa ein paar Jahre warten — Wer soll warten?

Ja, wer anders als die Nanni und der Franz. Sie sind ja noch gar jung, und gern haben sie sich, daß es eine Sünde wäre, sie zu trennen. Nanni und Franz. Was fällt dir ein!

Aber Euer Gnaden, sie stecken ja immer zusammen. Im ganzen Winter haben sie in meiner Stube gelesen und geschrieben. Fragen Euer Gnaden nur den Müller, er war auch oft dabei.

So, in deiner Stube? Und Dir war Nanni übergeben zur Aufsicht — und mit dem Müllerburschen! Bist Du oder ist sie wahnsinnig?

Mein Gott, ich sah nichts Arges dabei.

Geh, ich muß das Ding in meine Hand nehmen. Laß' schnell einspannen.

Gertrud meinte in ihrem Interesse sehr klug gehandelt zu haben; leider schlug der Erfolg zum Gegenteile aus.

Sofie mochte Anstand genommen haben, der Nanni, nachdem sie Wohl geliebt, den Müller als Mann vorzuschlagen, aber wer den Müllerjungen liebt, kann auch den Müller heiraten. Sträubt sie sich, so ist das fade Sentimentalität. Dieses Liebeln, dieses schnelle Uberspringen von Einem zum Andern, wie schien es ihr niedrig! Wie tugendhaft und erhaben erschien sie sich selbst im Vergleiche zu solchem Thun. Doch schon der Vergleich war ein Frevel. Für Nanni, das galt ihr fest, blieb kein Mittel, als sie schnell zu verheiraten, und wenn ihr ein braver Mann, wie der Müller die Hand bot, so mußte sie es als ein wahres Glück betrachten.

Die Frau fuhr in die Stadt, um, wie sie es sich selbst vorsagte, mit ihrem Manne über diese neueste Wendung in dem Schicksale ihres Schütlings sich zu beraten, eigentlich aber, weil sie, bevor sie handelnd eingreifen würde, erst mit sich selbst im Klaren sein wollte. Die Festigkeit Nanni's ließ ein schnelles Eingehen in die beabsichtigte Verbindung mit dem Müller nicht erwarten; Sofie sah ein, daß hier mit einem entscheidenden Eingreifen die Sache nur verschlechtert würde. Je mehr

sie auf dem Rückwege in die Stadt über die Mittel nachdachte, Manni zum Aufgeben des Müllerjungen und zur Verbindung mit dem Müller zu bewegen, um so lieber ward ihr der ganze Plan, und wie sie in das Portal ihres Hauses fuhr, hatte sie sich in den Plan so hineingedacht, daß es ihr schien, er wäre ursprünglich von ihr ausgegangen. Das war der einfachste, offen daliegende Weg zum glücklichen Ausgange. Nur kindischer Troß konnte sich dem widersetzen. Und dieser werde bald gebeugt sein, wenn nur erst sein nächster Anhaltspunkt, der Müllerbursche, entfernt sein wird. Sofie sprach das Wort „Müllerbursche“ in ihren Selbstgesprächen immer mit unendlicher Verachtung aus.

Sie traf den Gatten nicht im Hause, erst Abends kehrte er heim, und fand da schon größere Gesellschaft. Die eben ausgeschriebene Rekruten-Aushebung für das laufende Jahr bildete den Hauptstoff des Gespräches. Es war noch nicht gar lange, daß die Dienstzeit des Militärs bedeutend herabgesetzt wurde, und ward die günstige Wirkung dieser Maßregel für das Volkswohl wie für das Militär, dem dadurch willigere, freudigere Individuen zugeführt wurden, vielfach erörtert. Man bemerkte, wie sehr schon jetzt die Zahl der Rekrutierungsflüchtlinge gegen früher eine geringe, und wie die Scheu vor dem Militärdienste im Abnehmen begriffen sei. Es sei aber auch jetzt um so notwendiger, strenge darauf zu sehen, daß der erleichterten Militärpflicht sich Niemand auf Schleichwegen entziehe. Mit besonderer Lebhaftigkeit ergriff diesen Gegenstand ein junger Regierungsbeamter, der soeben des besten Eifers voll den Dienst bei der politischen Administration angetreten hatte. Man sah, der junge Mann hatte seinen Universitätskursus mit Nutzen durchgemacht, sich auch sonst auf dem Felde deutscher Wissenschaft umgesehen. Vergebens, — rief er mit schönem, der Jugend so natürlichem und auch dem Alter wohlanstehendem Feuer, — vergebens gibt der Staat die weisesten Gesetze, wenn die Gesellschaft, die Sitte, das allgemeine Bewußtsein denselben störend, hemmend, ausweichend entgegentritt. Es muß sich leider das Bewußtsein der Pflichten gegen den Einzelnen erst herausbilden, was sind denn jene auch anders als Pflichten gegen Alle. Ist es nicht sonderbar, wenn die Gesellschaft Jenen als einen Schurken brandmarkt, der in den Säckel des Einzelnen greift, während sie den Mann, der aus einer öffentlichen Unternehmung einen unerlaubten Privatgewinn zieht, mit leichter Miene absolvirt. Und ich müßte fürchten, von Vielen geradezu ausgelacht zu werden, wenn ich die Mithilfe zur Erschleichung der Militärbefreiung ein Verbrechen nenne!

Sofie, die sonst derlei über den gewöhnlichen Gesellschaftston ausschreitende Erörterungen flug und fein abzulekten oder doch abzuschneiden wußte, verhielt sich diesmal ungewöhnlich still, der ältere Theil der Gesellschaft schmunzelte vor sich hin, nur ein junger Geistlicher, dem der vor einem halben Jahre aufgesetzte Doktorhut noch immer die Schläfe drückte, faßte das Gespräch auf und wies vom religiösen Standpunkte das Unsittliche einer solchen ungesetzlichen Handlungsweise nach, indem durch die dem Einen erwiesene Gunst ein Anderer Schaden leidet, und — hier fiel ihm der Jurist in das Wort — wenn man vom Standpunkte des Gefühls mich bestreitet, so entgegne ich, daß das Gesetz selbst in allen rücksichtswürdigen Fällen die Ausnahme statwirt.

Brückner, dem das Gespräch unbehaglich war, meinte, er könne sich über diese Angelegenheit in keinen Streit einlassen, er habe sich immer an das Nächste gehalten und helfe gerne, wo er helfen könne. Sein Wahlspruch sei: Gott für Alle, Jeder für sich und den Nächsten.

Zu seiner nicht geringen Verwunderung ergriff jedoch Sofie die Partei der strengeren Ansicht. Ihr klarer Verstand hatte das Unwiderlegbare der vorgebrachten Argumente leicht erkannt und eine Ahnung sagte ihr, wie unabweislich diese Forderung in der modernen Gesellschaft sich Geltung verschaffen werde.

Wir maßen uns nicht an, ihr Innerstes genau zu durchforschen, inwiefern schon damals ein Wunsch des Herzens der Forderung des Verstandes zu Hilfe kam, wir wissen nur, daß in der traulichen Stunde, nachdem die Gesellschaft sich entfernt, das Gespräch zwischen den Gatten denselben Gegenstand wieder aufnahm, und Sofie es als eine unbedingte Forderung der Zeit aussprach, das Gesetz gewissenhaft zu erfüllen.

Sonderbar, auch wenn man Recht hat, kann man doch beunruhigt sein.

Sofie schlief nicht ruhig. Sie träumte zu lebhaft, und so oft sie erwachte und wieder entschlief, immer sah sie im Traume den Müllerjungen vor sich, wie dem Ungelehrigen die Handgriffe des Exercirens beigebracht wurden. Als die Morgensonne in ihr Zimmer fiel, wich allerdings die Beängstigung der Nacht; sie ließ bald einspannen und fuhr auf das Schloß. Dort ließ sie schnell dem Müller holen und frug ihn, ob er schon mit Nanni gesprochen. Auf seine Antwort, es habe sich noch keine schickliche Gelegenheit ergeben, erwiderte sie, es wäre so besser, er möge nur die ganze Angelegenheit ihr überlassen, sie verspreche ihm ihre entschiedene Förderung, er möge nur ganz ruhig sein, sein Wunsch sei auch ihr Plan.

Der Müller versprach, gerne zu folgen, er sah ein, daß die Sache für ihn sich weit günstiger gewendet hat. Die Frau erkundigte sich, wann die Lehrzeit des Müllerburschen aus wäre, und als sie erfuhr, daß dieselbe noch ein Vierteljahr laufe, meinte sie, man könne dem fleißigen Burschen die kurze Zeit nachsehen.

Der Müller stimmte ein und meinte, es werde dem Burschen gar recht sein, da er ohnehin zu seinem Vetter, dem alten Grabenmüller, ziehen werde, auch hatte er schon auf einen Ersatz gedacht. Er wurde ermächtigt, dem armen Franz sein Glück anzukündigen. Von Franz erfuhr es Nanni, und obgleich die Freude der jungen Herzen durch die nahe Trennung etwas getrübt war, so tröstete sie doch leicht der Gedanke, daß es eben nur eine kurze Trennung sein werde. Wie schön malten sie sich die Sonntags-Nachmittage aus, wenn Franz zum Besuche kommen werde, und Nanni versprach ihm fleißig entgegen zu gehen; er versprach gar nicht, fleißig zu kommen, das verstand sich ja von selbst.

Franz war freigesprochen und sah sich nunmehr einen bedeutenden Schritt seinem ersehnten Ziele näher. Dieses Ziel war ein für ihn und Nanni gemeinsames, zwar kein ausdrücklich besprochenes, aber immer still vorausgesetztes. Die tiefe, leidenschaftliche Liebe des jungen Burschen

wurde von der stillen, warmen Neigung Nanni's erwidert. Beim Abschiede kam es auch zu einer deutlicheren Erklärung, und die jungen Leute schieden voll freudiger Hoffnung im Herzen.

Es kam der erste Sonntag nach der Trennung und Nanni ging Nachmittags nach dem „Segen“ auf jenem Feldwege, der zu dem Kreuze im Walde führte, wo wir Nanni zuerst mit Franz getroffen. Es war an jener Stelle die Kreuzscheide zwischen dem Wege in die Stadt und zu Franzens nunmehriger Heimat. Sie durfte nicht lange warten, denn kaum dort angelangt, bog schon Franz aus dem Walde auf den freien Platz heraus. Doch, was mochte ihm fehlen? Er ging so zaudernd, und wie sie ihm zuwinkte und näher trat, sah sie seine Augen voll Thränen.

Franz, was fehlt Dir?

Ach Alles, Alles, die Hoffnung — die Zukunft — Du!

Um Gotteswillen, sprich, was ist geschehen?

Er aber konnte nicht sprechen, ein heftiges Schluchzen schüttelte ihn, und wie sie beruhigend seine Hand faßte, fiel er ihr um den Hals und weinte bittere Thränen.

Aber Franz, rede doch nur und sei ruhig. Und sie zog ihn an den Betschemel zu Füßen des Kreuzes nieder, setzte sich zu ihm und faßte seine Hände.

Rede, lieber Franz!

Den „Bettel“ hab' ich bekommen, ich muß mich stellen, ich werde Soldat.

Nanni schnitt dieses Wort tief durch das Herz, aber schnell leuchtete auch vor ihrer gefaßten Seele eine ganze Reihe von Möglichkeiten, dem Drohenden zu entgehen, und schnell sprach sie die ermunternden Worte:

Noch bist du es nicht. Da finden sich schon Mittel. Sei nur ruhig. Den weißen Rock wirst du tragen, aber nur in der Mühle, und Sonntag mir im blauen entgegengehen.

So ist die süße Jugend! Franz, der trostlos zwei Tage in der Mühle herumgeschlichen, trostlos von der Mühle den Weg durch den Wald gewandelt, derselbe Franz lachte, beruhigt durch zwei muntere Worte, in das Antlitz seines Mädchens. Und sie setzte ihm nun auseinander, was zunächst zu thun sei. Er möge sich nur ganz ruhig verhalten, sie werde bei der Herrschaft vorbitten, ohnehin habe sie noch nie etwas Besonderes für sich erbeten, aber wenn sie es wolle, könne sie es auch, und sie bitte ja für ihn und sie, und werde nicht nachgeben, bis sie erhört werde. Und schon morgen komme die Herrschaft und übermorgen habe er „die Post,“ daß es gut ausgefallen. Und jetzt soll er ein lustiger Bursche sein und nicht weinen wie ein kleines Kind.

Es ist zu befürchten, dem Leser werde das Weinen des dermaligen Helden unser Erzählung etwas unheldenhaft vorkommen, aber nicht die vorübergehende Regung entscheidet über die Tüchtigkeit eines Menschenherzens. Es war ein schwerer Schlag, der ihn getroffen. Aus dem gewohnten Kreise, aus bekannten, sicheren, freudigen Bestrebungen heraus-

gerissen, sah er keine neue Zukunft, er sah vor sich nur Nacht! O, wir sind so gewohnt, die Massen nur massenhaft zu betrachten, aber in jedem Einzelnen schlägt ein warmes, lebendiges Herz, und ob Ihr einen Eichbaum entwurzelt oder einen Grassalm aus der Erde zieht, die Wunde ist wol größer und kleiner, aber Wunde bleibt Wunde.

Nanni hatte ihren Franz beruhigt und sie zogen dem Schlosse zu; da begegneten sie dem Müller, der Franz freundlich grüßte, und von ihm bald sein Leid erfuhr, und wie er nun hoffe, durch die Herrschaft davon los zu kommen. Dem Müller war die Sache ganz fremd, und er konnte Franz nur in seinem eingeschlagenen Wege bestärken, und versprach auch, selbst mit der Herrschaft für ihn zu reden. Die Wirtschaftlerin kam dazu und der mußte die ganze Geschichte von Neuem erzählt werden. Sie machte sich an Franz mit Fragen und Ratschlägen und hatte ihn, wie sie zusammen im Garten gingen, bald etwas abseits von Nanni und dem Müller, die einen Gang entlang wandelten, gebracht.

Also auf die Herrschaft hoffst Du, daß sie Dich herausbringen werde? Ach, wer könnte es sonst.

Ja können, was das betrifft, aber ob sie will?

Warum nicht? Waren sie doch immer gnädig mit mir. Und Nanni wird versprechen. Und ich weiß, auch Ihr werdet ein gutes Wort einlegen. Ja, Nanni wird wol Alles thun, was sie kann; ich vermag leider nicht viel. Aber, ob es helfen wird? Schau Franz, ich mein', es kommt ihnen gelegen.

Und warum? Was haben sie davon?

Schau, Nanni —

Du mein Gott, weil Nanni mir gut ist, deswegen werden sie doch nicht —

Bloß deswegen nicht. Aber schau' Franz, ich meine, Du bist im Wege. Wem?

Dem dort. Und Gertrud deutete, ohne umzublicken, nach rückwärts. Franz blickte schnell um und hätte bald laut: „Der Müller!“ ausgerufen. Schnell deutete ihm seine Gefährtin, zu schweigen, und fuhr fort:

Der Müller hat ein Auge auf Nanni, und ich glaube fest in meinem Sinne, er hat sich hinter die Frau gesteckt, und Dich haben sie freigesprochen und jetzt unter die Soldaten gesteckt.

Und Nanni?

Ahnt wol kaum was davon, obwol ein Weibsbild sonst so was schnell weg hat.

Ach, da wird ihr Bitten nichts helfen.

Eher schaden. Aber, weißt Du was, kauf' Dich los. Der Better soll ausrücken. Die paar hundert Gulden bringen ihn nicht um, und hast Du die Mühle einmal, so zahlst Du sie auch noch den übrigen Verwandten zurück. Ich mein', ich hab's getroffen.

Ach, das ist eine kleine Hoffnung. So lang er lebt, läßt der Alte schwer was aus. Er hat's gesehen, wie ich beinah' verzweifelt war, daß ich fort sollte — ich weiß, er hat für alle Fälle schon im Stillen nach einem anderen Müllerknecht sich umgesehen.

Geh' ihn nur ernsthaft an und stell's ihm recht vor.

Nanni und der Müller waren herangekommen und es gelang Franz, mit Nanni etwas zurückzubleiben. Er vertraute ihr die neue verzweifelte Entdeckung, die in dieser Bestimmtheit auch für Nanni eine Neuigkeit war. Ohne den Worten der Wirthschafterin unbedingt zu glauben, hatte sie doch Gründe, die Sache für möglich zu halten, und sah selbst bedeutend trüber in die Zukunft. Doch während sie bemüht war, ihren zaghaften Geliebten wieder aufzurichten, sprach sie sich zugleich selbst Muth zu, und als Franz immer noch niedergeschlagen Abschied nahm, gab sie ihm die trostvolle Versicherung, daß, wenn Franz bloß aus dem Wege geschafft werden sollte, sie ganz unummunden der Herrschaft erklären würde, dies sei vergebliche Grausamkeit, da sie dann den Müller um so gewisser nicht heiraten werde.

Am andern Tage, als die Herrschaft auf das Schloß kam, suchte und fand Nanni zuerst Gelegenheit, mit dem Herrn zu sprechen. Sie trug ihm die ganze Angelegenheit, ohne ihre besondere Betheiligung dabei zu betonen noch zu verhehlen, vor, erhielt jedoch den Bescheid, er könne in dieser Angelegenheit nichts thun, die Gesetze seien zu bestimmt, auch habe er wol das Recht, den Pfleger anzustellen, doch könne er ihm in solchen Sachen nichts vorschreiben. Aus dem Tone mehr noch, als aus dem Inhalte der Antwort ersah Nanni, daß auf diesem Wege nichts zu erzielen sei. Sie verzagte nicht und wandte sich an die gnädige Frau. Hier erhielt sie den nämlichen Bescheid. Wiederholt und wärmer bittend, wurde ihr bedeutet, es liege etwas Unschickliches für ein Mädchen in diesem Drängen. Nanni sprach nun ihre Liebe offen aus und wie daran ihr Glück hänge.

Es ist das einzige Herz, das mich liebt. O meine gnädige Mama, es ist in Ihrer Hand, machen Sie mich glücklich!

Sofie hielt ihr eine sehr verständige Rede, daß nicht das, was die Jugend für Glück hält, das wahre Glück sei, sie solle nur ihr vertrauen; an ihrer Hand, durch sie solle sie glücklich werden. Da loberte es wieder heftig in Nanni's Herzen auf.

Hören Sie mein Flehen, helfen Sie.

Ich kann nicht, und selbst wenn ich könnte, darf ich nicht.

Sie wollen nicht! O gnädige Frau, ich bin kein Kind mehr. Leiden muß ich, was ich nicht ändern kann, aber nie werden Sie mich zwingen, etwas zu thun, was ich nicht will, was ich nicht darf.

Thörin!

Sie können mich für eingebildet halten, als ob ich glaubte, es wäre ein Glück für jeden Mann, mich zu heiraten; aber ich weiß es, ich bin dem Müller bestimmt, so hören Sie denn: ich werde nie des Müllers Weib!

Hierüber sprechen wir wol ein anderes Mal! erwiderte der Aufgeregten mit ruhiger Ueberlegenheit Sofie und ging in das Nebenzimmer. Nanni hatte ein starkes Herz und gab nicht alle Hoffnung auf. Morgen hielt der Pfleger den Amtstag am Schlosse. Nanni benachrichtigte Franz davon, sie werde noch morgen mit dem Pfleger reden. Sie sprach mit ihm, aber „das Gesetz“ war die Antwort! Wieder schickte sie an Franz die Post: nur der Better kann helfen!

Nur der Better konnte helfen — aber er wollte leider nicht. Als Franz mit seinem Anliegen heraustrückte, konnte er die längste Zeit nicht begreifen, wie man ein solches Ansuchen an ihn stellen mochte, und als er es endlich begriff, gerieth er in hellen Zorn über solche Unverschämtheit. Einen Müllerknecht brauche er und noch sei nicht so Noth an Mann, daß er sich einen vom Militär loskaufen müßte, und wenn er die Stelle lieber einem Better als einem Weltfremden vergönne, so sei es doch nicht so gemeint, daß es just ein Better sein müßte; und wenn es noch einer von den Nächstverwandten wäre, so wäre es zwar noch immer dumm, da er nicht der Einzige wäre, aber es ließe sich doch darüber ein Wort reden, so aber hieße es nur die Nächsten bestehlen, und warum? Das wisse er nun einmal nicht.

So sprach der Better, ein alter, gebrechlicher Mann, der auf's Sterben nicht gerne dachte, und auf seinem Ausspruche hielt er mit allem Eigensinne des Alters.

Die letzte Hoffnung war getäuscht; Franz mußte sich in das Unvermeidliche schicken. Er that es mit stiller, schmerzlicher Entschlossenheit. Der Bursche, der von dem drohenden Nebel weinend zusammenbrach, trug das Hereingebrochene mit männlicher Würde. Er ging hoffnungslos zur Assentirung und wurde tauglich befunden. In diesem Augenblicke schloß er ab mit den Hoffnungen seines Vorlebens und nahm sich vor, auf dem neuen Wege ehrlich und aufrecht zu wandeln. Er leistete den Fahneneid und wurde hierauf für kurze Zeit beurlaubt. Nanni's Bruder geleitete den Rekruten aus der Stadt und sie trafen die Verabredung, am nächsten Sonntag am Schlosse bei Nanni zusammenzutreffen, wo der traurige Abschied stattfinden sollte.

Als Peter den Heimweg einschlug, überkam ihn plötzlich der verwundernde Gedanke, wie es gekommen, daß er nicht zur Assentirung einberufen worden? Am selben Abende fuhr noch Sofie auf das Schloß, und bei einer zufälligen Begegnung mit Nanni sagte sie dieser, wie es sie freue, daß ein glücklicher Zufall ihren Bruder Peter diesmal von der Rekrutirung befreite. Nanni lächelte etwas bitter über den „glücklichen Zufall“, und obwol ihre Schwesterliebe über das Glück ihres Bruders erfreut war, schien ihr doch dies beabsichtigte Beruhigungsmittel nicht erfreulicher, als jedes — Schmerzengeld. Wenn sie ja noch einen Zweifel über die bereits eingetroffene Wendung in dem Schicksale Franzens, von dem sie noch keine Botschaft erhalten hatte, so verschwand er vor der Art und Weise, wie Sofie ihr das „Glück“ ihres Bruders mittheilte. Nanni war mutiger und darum weniger resignirt, es war ihr so übel mitgespielt worden, daß ihr junges Herz, früh daran gewöhnt, für sich selbst einzustehen, nicht so schnell Hoffnungen aufgab, die sie so gerne großgezogen. Sie sah jetzt allerdings kein Rettungsmittel für Franz, aber ihre Gedanken gaben ihn noch nicht verloren, ihre Zukunft schien ihr noch fortwährend mit seiner eng verbunden.

Und es kam der Nachmittag jenes Sonntags. Peter war früher als Franz angelangt. Er saß mit Nanni im Dachstübchen. Franz, der sonst nie jenes Stübchen betreten hatte, ging, als er ankam und Nanni

nicht am Wege traf, mit der vollen, fragelosen Berechtigung des Unglücks hinauf in das Stübchen. Da saßen die drei treuen Seelen beisammen. Es wurde Anfangs wenig gesprochen. Sie gingen um den Schmerz mit leisen, scheuen Tritten herum; Franz erzählte, er werde einige Wochen in der Stadt verbleiben, wo sie abgerichtet werden, dann gehe der Transport mit ihnen zum Regimente, nach Italien. Er werde trachten, auch beim Militär vorwärts zu kommen, und wenn ihm sein Lesen und Schreiben zum Corporalen ver helfe, so habe er ja auch das nur seiner Nanni zu verdanken. Und der Bursche blickte sie mit thränenvollen Augen an und fuhr fort: Das, was mein Herz gewünscht, ist nun Alles vorbei, und was so schön gewesen wäre, es wird nie sein. Aber denken werd' ich immer an Dich, wenn ich Wache stehe und beim Marschiren, und wenn ich einziehe in die großen, fremden Städte, wo die Leute eine andere Sprache reden.

Schau Franz, was sein wird und sein kann, das können wir nicht wissen, aber wenn wir ein gutes Vertrauen zu einander haben, so wollen wir ruhig warten, ob es vielleicht nicht noch schöner kommen mag, als wir es hoffen und denken mögen.

Nein, nein, Nanni, solche Gedanken könnten mich nur irre machen. Ja, wenn ich Haus und Hof hätte oder ein anderes Vermögen, da könnt' ich zu Dir sagen: Nanni, wart', bis ich ausgedient habe, dann wirkst Du mein Weib. Aber so, wenn ich loskomme vom Militär, dann muß ich wieder vom Anfange anfangen, und steh', wo ich jetzt steh'. Darum, wie ich dem Kaiser den Eid geschworen, da hab' ich im Herzen von Dir Abschied genommen, und hab' mir gedacht: Du schlag' dich ehrlich durch die Welt, und sie wird Gott glücklich machen auch ohne dich.

Nanni antwortete mit keinen Bethuerungen ewiger Liebe, sie reichte ihm blos die Hand und sprach: Ich mein' nur, Dich lassen sie beim Militär so nicht heiraten und mich kann Niemand zum Heiraten zwingen, und wenn wir Beide schön ledig bleiben, so kann man ja nicht wissen, was sich noch ereignet.

Peter meinte, das sei ganz vernünftig gesprochen, man dürfe zwar auf's Glück nicht rechnen, aber der sei auch ein Narr, der jede Fensterpalte verklebe, daß es ja nicht hereinfliegen könne. Und wenn er zum Militär gekommen wäre, ihm wäre es gar nicht bang geworden, er hätte zwar große Lust, ein tüchtig'r Zimmermeister zu werden, doch meine er, solche Leute könnten sie auch bei den Soldaten ganz gut brauchen. Und so sprachen sie noch lange, bis die Dämmerung heranrückte; da nahm Franz sein Bündelchen, um mit Peter in die Stadt zu marschiren. Und da brach noch einmal aller Schmerz mit der Heftigkeit der Jugend los, so daß Peter nun genug zu mahnen, zu beruhigen, zu drängen hatte. Als sie mit Nanni durch den Schloßhof schritten, da standen alle alten Bekannten, um Abschied zu nehmen, die Weiber weinten und die Männer schüttelten Franz die Hand. So auch der Müller, dem Franz ohne alle Bitterkeit für die erwiesene Geduld während der Lehrzeit dankte. Nanni aber stand finsternen Blickes daneben, sie sah im Müller den Urheber ihres Unglücks und fühlte gegen diesen Mann einen bitteren Groll. Als der allgemeine Abschied vorüber war, geleitete

Nanni die Weiden bis zu jenem Kreuze im Walde, wo sie sich trennten. Trauernd schlich Nanni den Rückweg zum Schlosse.

Als in wenigen Tagen darauf Sofie auf das Schloß kam, bat Nanni um eine Unterredung mit ihr. Sie wurde gewährt. Mit ruhiger Fassung begann Nanni: Gnädige Frau! Ich habe nachgedacht, was mit mir werden soll. Ich lebe hier und thue, was mir bestimmt wird. Ich werde versorgt, und weiß Gott, ich bin dankbar dafür. Nie hat mir etwas gefehlt, ich habe mehr, als ich brauche, und was mir die gnädige Frau geben, ist mehr, als der reichlichste Lohn, den ich sonst wo bekäme. Aber ich denke, für Menschen wie ich ist es gut, daß sie für sich selbst zu sorgen haben, daß sie lernen, sich in der Welt fortzubringen. Darum bitte ich, mir zu erlauben, in einen fremden Dienst zu gehen. Ich bitte in allem Ernste.

Das wäre dein einziger Grund?

Und wenn ich mehrere hätte, reicht nicht schon dieser hin? Aber ich will ganz offen sein. Das Leben hier erdrückt mich. Es wird für mich gesorgt, aber es fällt fertig auf mich herab, und was zu meinem Glücke gethan wird, es wird für mich zum Unglück. Der arme Bursche ward unglücklich, weil er mich lieb hatte. Mir wird bang bei einer solchen Vorsehung. Wenn Gott unser Gebet nicht erhört, so sieht er in unser Herz und in unsere Zukunft; der Mensch aber, und wäre er noch so weise und vornehm, sollte das Herz fragen, das er beglücken will; ein Glück, das für mich nicht paßt, ist für mich kein Glück. Erlauben Sie, daß ich mein Glück selbst suche.

Nanni! Die Sorge für Dein Schicksal ist uns vor Gott und der Welt anvertraut. Es ist unsere Pflicht, für Dich zu sorgen. Wenn Du meinen Mann nicht als Vater ehren willst, so mußt du ihn wenigstens als Vormund anerkennen. Aber glaube darum ja nicht, daß wir Dir Gewalt anthun wollen. Willst bei fremden Leuten dienen, ich glaube, mein Mann wird es Dir gestatten. Wir können es freilich nicht gerne sehen, da es uns vor den Leuten in ein schiefes Licht stellt, aber dies kommt hier weniger zu berücksichtigen. Ich fordere nur Eines: Ueberlege deinen Entschluß noch durch vierzehn Tage, dann melde mir denselben. — Und noch Eins. Wenn Dich die Furcht vor dem Müller vertreibt, solltest Du doch wissen, daß Du Zwang in keiner Art zu fürchten hast.

Die vierzehn Tage waren verstrichen, und wieder stand Nanni vor der Herrschaft. Diesmal waren Herr und Frau anwesend. Nanni trug wieder ihre Bitte um Entlassung vor. Brückner ergriff das Wort und sagte, er wolle als Vormund ihrer Bitte nicht entgegenstehen; es verstehe sich übrigens von selbst, daß sie mit der Frau über den Dienstposten, den sie antreten wollte, sich erst berathen müsse. Man werde ihr keinen Dienst aufdrängen, nur müsse man sich die Zustimmung vorbehalten. Und dann, fuhr er fort, wir können Dich, die Du als Kind in unserem Hause lebst, nicht als Bettlerin fortziehen lassen. Du konntest zwar mit Sicherheit darauf rechnen, daß Du, so lange wir leben, und ebenso nach unserem Tode versorgt würdest, aber da Dich die Abhängigkeit eines Kindes drückt, so wollen

wir schon jetzt Deine Zukunft sicherstellen. Ich habe daher als Vormund für Dich beim Gerichte ein Kapital niedergelegt, was Deine Zukunft sicherstellt, dessen Zinsen Dir von heute an fließen, und das Dir, sowie Du volljährig wirst, zur freien Schaltung übergeben wird. Hier hast Du die Acten.

Nanni war gerührt und beschämt zugleich, denn der Herr hatte mit wahren Wohlwollen gesprochen.

O nein, nicht so, so meinte ich nicht.

Es bleibt wol dabei. Rede über das Weitere mit Sofie.

Sofie trat zu Nanni und sprach: Ich habe Dir schon einen Dienst vorzuschlagen. Die Wirthschafterin hat mir den Dienst gekündet, sie heiratet den Wirth im Dorfe, dessen Weib vor drei Monaten gestorben; willst Du an ihre Stelle treten?

Nanni sprach leise: Wenn Sie mich behalten wollen!

Schon gut, schon gut. Geh' nur auf Dein Stübchen und nehme Deine Acten zu Dir.

Nanni war am Schlosse an der Stelle der Wirthschafterin geblieben. Was sie, überwältigt von dem ersten Eindrucke eines guten Wortes, gethan, erwies sich ihr bei ruhigem Nachdenken als das Beste. Sie fand in dem Benehmen ihrer Pflege-Eltern mehr Wohlwollen, als sie erwartet hatte, aber wenn sie die Sorgfalt derselben auch dankbar anerkannte, so fühlte sie es doch im Herzen, daß damit das tiefe Weh, das über sie hereingebrochen, nicht von ferne gut gemacht wurde. Sie blieb aus Dankbarkeit und erfüllte ihre Pflicht mit stiller Ergebenheit.

Als sie zuerst auf ihr Dachstübchen mit der erhaltenen Verschreibung zurückgekehrt und dort die für ihre Verhältnisse bedeutende Ziffer des ihr ausgesetzten Kapitals las, da sprang hell in ihr der Gedanke empor, daß mit diesem Gelde Franz leicht auch noch jetzt vom Militär losgekauft werden könne, und reichlich so viel erübrige, um ein schönes Bauerngut anzukaufen. Aber schnell sprach in ihrem Herzen ein Etwas, als ob es nicht recht wäre, eine Gabe so ganz dem Willen des Gebers entgegen zu verwenden, und wenn die heiße Sehnsucht auch diese leise Stimme vielleicht übertaubt hätte, so trat doch bald die Erwägung in zwischen, daß ihr, so lange sie nicht großjährig erklärt, die freie Verfügung mit ihrem Vermögen nicht gestattet sei; an eine Bewilligung des Vormundes war nicht zu denken. Mit den Interessen — ja freilich, die ließen sich zurücklegen und ansammeln, aber dazu waren leider ein paar Jahre erforderlich und vielleicht mehr; doch gab dies dem Herzen Hoffnung, den Wünschen Spielraum und schützte vor dumpfem Unmut und tiefer Verbitterung.

Und so flossen ihr die Tage hin in Hoffnung und Thätigkeit. Das Geschäft war ihrer Natur angemessen, sie hatte zu fragen und zu schaffen, und es freute sie, daß die Wirthschaft unter ihren Händen sichtbar gedieh. Sofie überließ Vieles, wo sie sonst selbst eingriff, nunmehr Nanni's erprobter Anordnung; sie kam immer seltener auf das Schloß. Das Verhältnis Nanni's zu Sofien war äußerlich ein sehr

zufriedenstellendes, ohne innerlich näher gerührt zu sein. Die Schuld der Vergangenheit ragte noch zu schroff in die Gegenwart hinein.

Mit allen andern Menschen war Nanni freundlich und liebevoll; man gehörte ihr gerne, man half ihr gerne, wo es auf ein freundliches Zusammenwirken ankam; nur einen Mitbewohner des Schlosses behandelte sie mit auffallend verletzender Härte, es war der Müller. Nanni hatte ihr liebgewordenes Dachstübchen noch immer als Schlafkammer, als Zufluchtsstätte für stille, ruhige Stunden beibehalten, tagüber hatte sie freilich in der Wirthschaftsstube zu schaffen. So oft der Müller eintrat, verließ Nanni die Stube, sie erwiderte am Hofe und im Garten nie seinen Gruß, und mit keinem Fuße noch hatte sie die Mühle betreten. Den Müller kränkte dies Benehmen gewaltig. Er war sich keiner Schuld bewußt, dem mußte ein Ende gemacht werden.

Da ging er einmal in die Stube und fand Nanni allein. Sie wollte sich augenblicklich entfernen, er trat ihr in den Weg:

Nanni, Du weichst mir aus, und wenn ich Dich grüße, dankst Du mir nicht. Bin ich ein Schelm, daß ich das dulden muß. Nanni, sag', was hast Du gegen mich?

Sie stand abgewandt und erwiderte kein Wort. Unwille und Trauer sprach aus seinem männlichen Gesichte; er fuhr fort:

Daß ich um Dich angehalten, das wirst Du erfahren haben; aber wenn Du mich nicht nehmen wolltest, mußt Du mich darum verachten, darfst Du mich behandeln wie einen Schurken, daß die Leute glauben müssen, Gott weiß, was ich Dir gethan?

Und Du willst, ich soll Dir's sagen?

Ja, sag's um Gotteswillen!

Was hat Dir der arme Franz gethan? Wenn ich ihn lieber habe, als Dich, mußt Du ihn deshalb unter die Soldaten stecken?

Ich! Aber Nanni, so denk' nur, wer bin denn ich, daß ich so Etwas vermag?

Du wußtest darum, stecktest mit drinn, gabst vielleicht gar den ersten Anschlag.

So wahr mir Gott helfe und ich einmal selig werden will, an Dem, was Du jetzt sprichst, ist kein Stäubchen Wahrheit. Ich wußte kein Wort davon, und wenn Franz wirklich Deiner- oder meinerwillen Soldat werden mußte, so trag' ich doch daran so wenig und so viel Schuld wie Du! Aber Nanni, wie konntest Du mich für so schlecht halten!

Der Müller hatte mit jenem sichern, einfachen Tone gesprochen, der der Wahrheit Zeugnis gibt, und als Nanni, von seiner Rede getroffen, ihm in das Antlitz blickte, mußte sie ihm Glauben schenken.

Vergib mir, sprach sie, aber mir ist so hart geschehen, daß ich wenig Gutes glauben konnte. Ich will mein Unrecht, so viel ich kann, gut machen. Ich brauch' zwar nichts zu widerrufen, denn ich hab' zu keiner Seele über das, was ich glaubte gesprochen, aber wenn ich Dir vor den Leuten durch mein Thun schadete, so soll ihnen nun mein Benehmen zeigen, daß ich Unrecht hatte, und so of. ich Dir begegne und Dich grüße, so sollst Du es fühlen, daß ich Dir damit etwas abbitte.

Sie hatten sich verständigt, der Müller war zufriedengestellt, aber — so ist das Menschenherz — so oft Nanni den Müller sah und ihn freundlich grüßte, fühlte sie einen Stich im Herzen. Auch die unschuldige Ursache seiner Leiden liebt man nicht. Wäre der nicht gewesen, so wäre es anders gekommen! Dies ist der ewige ungerechte Gedanke.

Franz schrieb aus Italien fleißig an Peter. In keinem Briefe fehlten die schönsten Grüße an Nanni und die eifrigsten Erkundigungen um ihr Wohlergehen. Man sah es den Briefen an, der gute Junge bezwang sein Herz, aber die ungelenke Feder sprach mehr aus, als er sagen wollte.

Es ging ihm wohl, er hatte sich in seinem Stande zurecht gefunden, war bald Korporal und jetzt sogar schon Feldwebel geworden.

Peter machte die glänzendsten Fortschritte in seinem Handwerke. Er wollte mehr als ein Zimmergeselle, er wollte Meister werden. Er lernte und zeichnete in seinen freien Stunden mit den glücklichsten Fähigkeiten, mit unermüdetem Fleiße.

Da kam das Jahr 1848. Immer bedenklicher lauteten die Briefe, die Franz aus Italien schrieb, die, wenn sie auch einer untergeordneten Beobachtungssphäre angehörten, doch die herrschende Stimmung hinreichend charakterisirten. Den wechselnden Wolkenzug merkt man auch im Thale. Endlich brachen jene weltbekannten und welterschütternden Ereignisse herein. Da kam Schwung in die wenigen kurzen Briefe, die Franz zu schreiben Muße fand. Nun verlohne es sich, Soldat zu sein, schrieb er voll freudiger Siegeshoffnung aus Verona, und wer ein mutiges Herz und kräftige Glieder habe, solle zu ihnen kommen, denn Leute konnten sie noch brauchen, je mehr, je besser. Diese Worte zündeten in Peters Seele. Kurz entschlossen legte er Birkelmaß und Hacke beiseite und meldete sich als Freiwilliger. Als Rekrut kam er zu Nanni hinaus, um Abschied zu nehmen. Der Erregung der damaligen Zeit konnte sich Niemand entziehen; es geschah so viel Unerwartetes, daß nichts mehr unerwartet kam. Auch Nanni fand im schnellen Entschlusse des Bruders nichts besonderes Auffallendes; ihr einfaches Herz sah in dem Umstande, daß Peter und Franz nun vereint den Gefahren entgegengingen, in denen sie sich wechselseitigen Beistand leisten konnten, einen Grund der Beruhigung, des Trostes. Peter zog nach Italien und Nanni betete daheim für die beiden geliebten Wesen. Bald erschollen jene schnell aufeinander folgenden Siegesnachrichten, und Peter schrieb, daß sie überall dabei gewesen und daß Franz ein ganz prächtiger Soldat geworden, sie würde ihn kaum mehr erkennen mit dem sonnverbrannten Antlitz und dem mächtigen Schnurrbarte. Ein zweiter Brief Peters meldete, daß er selbst bereits Feldwebel geworden sei und Franz die große goldene Medaille erhalten habe. Sie marschirten gegen Mailand. Hoch ruffauchzte Nanni's Herz bei dieser Nachricht.

Was sich sonst im Vaterlande zutrug, berührte Nanni wenig, es fehlte ihr dafür das Verständnis. Desto tiefer war Sofie erregt. Sie drängte ihren Mann, eine Stellung in der neuen Zeit einzunehmen. Seine Natur widerstrebte dem, aber sie wußte es ihm als eine heilige Pflicht einzureden, sich dem Vaterlande nicht zu entziehen, und er

mußte sich um eine Deputirtenstelle bewerben. Eine Zeitung, die seine Candidatur unterstützte, hob gebührendermaßen seine Verdienste um die Heimat hervor, und vergaß nicht anzuführen, welch' gerechter, wohlwollender Herr gegen seine Unterthanen er stets gewesen sei. Und das war vollkommen richtig, wenn jener Aufsatz jedoch in wohlberechneter Steigerung zuletzt anführte, daß der reiche Candidat ein Kind der Armut zu sich emporgehoben und die Tochter des Proletariers als seine Tochter erzogen hat, so wissen die Leser dieser Erzählung besser, wie viel davon Wahres, als es das Publikum damals wußte. Doch, was schadet eine Phrase mehr oder weniger, wenn sie nur wohlklingt und wirkt. Brückner wurde gewählt.

Peters Briefe waren ungewöhnlich lange ausgeblieben. Endlich kam ein ersehnter, aber er brachte traurige Kunde. Franz war auf dem Zuge gegen Mailand bei einem unbedeutenden Gefechte durch einen vereinzeltten Schuß in der Brust verwundet worden. Er lag im Spital zu Mailand. Sein Zustand war gefährlich, doch nicht hoffnungslos. Peter hatte von ihm innigere Grüße als je an Nanni zu entrichten. Nanni zitterte um ihren Geliebten, die Angst um ihn erhöhte ihre Liebe. Ein zweiter, ein dritter Brief brachte beruhigende Kunde. Franz schritt rüstig fort in der Genesung, und als er das erste mal das Spital verließ, um Gottes freie Luft zu schöpfen, überraschte den Braven als Genesungsgeſchenk das Offizierspatent. Dem nächsten Briefe Peters waren folgende Zeilen von Franzens Hand beigelegt:

Liebe Nanni! Was uns das größte Unglück schien, ich glaube, es ist uns zum Glück geworden. Ich kann nun wieder hoffen, Dich einst mein zu nennen. Deine lieben Grüße, die Du mir durch den Bruder schicktest, haben mir so wohl gethan, als ich keine Hoffnung hatte, und jetzt erst bin ich doppelt froh darüber, da sie mir zeigen, wie lieb Du mich hast.

Der Gedanke an Dich hat mich vorwärts getrieben, die Ehre, von der sie zu mir sprachen, hatte immer Deine lieben Züge. Dir und der Ehre — ich kann euch nicht trennen — werde ich immer treu bleiben. Ihr sparet mir, das nachzuholen, was mir, wie ich fühle, noch fehlt. Ich will meinem Stande und Dir Ehre machen, das Weitere füge Gott zum Heile. Dein treuer Franz.

In Nanni's Herzen drang wieder ein neuer Frühling hervor; der alte Stamm der Hoffnung hatte wieder neue, reiche Sprossen getrieben. Wieder sah sie sich in jene Kreise emporgehoben, aus denen sie einst gestossen worden, aber es hielt sie nunmehr die sichere Hand einer treuen Liebe. Es lag vor ihr ein neues, schönes Leben, eine Liebe, die erst auf den äußeren Glanz verzichtet, hatte diesen hinzu gewonnen, ohne an Reinheit und Innigkeit verloren zu haben.

Aber leider zog bald wieder ein trüber Schatten über dies helle, leuchtende Bild. Franz, von seiner Wunde kaum hergestellt, begann wieder zu fränkeln, ein böses Fieber hatte ihn ergriffen. Peter's Briefe, ohne eben von besonderer Gefahr zu melden, hatten doch in ihren sich immer gleich bleibenden kurzen Meldungen etwas Beängstigendes; bald mußte jedoch das Traurige deutlicher ausgesprochen werden: es ging schlimm. Und eines Tages kam der Brief, der das Schlimmste meldete,

Franz hatte ausgekämpft, Peter drückte ihm die Augen zu. Der brave junge Soldat ruhte fern von der Alpenheimat im frühen Grabe.

* * *

Es war ein Jahr seit Franzens Tode verstrichen.

Ich will Nanni's blutenden Schmerz nicht schildern, ihr mit der Vorsehung haderndes Herz nicht zergliedern. Sie hat in der schweren Prüfung den Werth ihrer Seele bewährt, der Schrei des Schmerzes war verstümmt, die stumpfe Trostlosigkeit gewichen, der Friede der Ergebung zurückgekehrt nach wiederholten, schweren Kämpfen. Jetzt fühlte sie es in dem tiefsten Herzen, daß die Wunde, die Gott schlägt, von ihm auch geheilt werde. Sie hatte nicht, wie einst, den Geliebten und die Liebe verloren, rein und verklärt schwebte die Gestalt des Geschiedenen um sie in ihren wachen Träumen. Aber Nanni war keine Träumerin; ihr Geschäft, das sie erst nur ganz gewohnheitsmäßig betrieben, zog nach und nach wieder ihre Aufmerksamkeit auf sich, ihre ganze Natur war auf Thätigkeit gerichtet und die Thätigkeit zerstreute sie erst und fesselte sie nach und nach wieder. Sie schuf und wirkte wie früher, aber eine weiche Milde war über ihr Wesen ausgegossen. Diese edle Frucht war gereift. Peter war von Italien zurückgekehrt als Offizier. Er war eben an Franzens Stelle gerückt, sein Zartfönn erwähnte dessen natürlich nie. Er war die Freude und der Stolz seiner Schwester. In seine neue Sphäre er hatte sich vortrefflich gefunden. Mit einem scharfen Auffassungsvermögen ausgerüstet, von unerjättlichem Wissenstrieb geleitet, nicht ohne schätzenswerthe Vorkenntnisse, stellte er seinen Mann in jeder Beziehung. Die Sicherheit des Auftretens war ihm angeboren. Hätte ihn Nanni's Lebensgang getroffen, er hätte sich jedenfalls emporgearbeitet. Man konnte ihn mit Beruhigung sich selbst überlassen. Nanni's künftiges Schicksal war häufig der Gegenstand der Unterredung zwischen den Geschwistern, obwohl von Nanni nie hervorgerufen. Sie suchte im Gegentheil den Bruder, der sie zu irgend einem bestimmten Entschlusse drängen wollte, zu beschwichtigen, und meinte, so wie sie jetzt lebe, sei es ihr am angemessensten, sie habe alles Sorgen und Vorausdenken aufgegeben, es werde sich schon eine Lösung finden. Peter mußte wieder fort und sollte in drei Monaten wiederkehren. In diesen drei Monaten hatte sich etwas, eine Lösung, für Nanni gefunden, und der rückkehrende Bruder fand sie als die Braut des — Müllers.

Goethe hat in einem kleinen Gedichte aus zwei Strophen eine oft verkaunte Wahrheit mit der treffendsten Wendung ausgesprochen. Er sagt: wenn ein Mädchen trotz allen Vorstellungen der Eltern und entgegen ihrem Verbote, doch von dem Manne, den sie erwählt, nicht lassen will, „so hat daran der Eigensinn oft eben so viel Antheil, als die Liebe“, und wieder, wenn ein Mädchen solchen wohlgemeinten und verständigen Vorstellungen Gehör gibt, „so hat daran der Wankelmuth oft ebensoviel Antheil als die Tugend.“ Nanni hatte nicht jenen zähen Eigensinn einer falschen Romantikerin, die dem todtren Geliebten das Leben opfert, ein Opfer, das für den Todten werthlos ist, es war aber bei ihr auch nicht jener Wankelmuth des Gedichtes, denn das feste,

innige Band hatte ja der Tod gelöst. Ihr Verstand hatte ihr nach und nach das Grundlose ihrer Abneigung gegen den Müller klar aufgedeckt. Wenn er auch die unschuldige Ursache gewesen, daß Franz Soldat geworden, so war ja dies nicht die Ursache ihrer Trennung, sondern der Tod, der ihn in dieser Form auch daheim hätte treffen können. Aber noch ein Hindernis stellte sich ihrer Verbindung entgegen. Nanni hatte in jener Unterredung mit Sofie behauptet: Nie werde ich des Müllers Weib. Sie sah nun wol ein, daß das Wort unter ganz anderen Verhältnissen gesprochen, sie selbst nicht binden könne, aber ihr Herz, ihr von viel schwereren Schicksalschlägen geprüftes Herz, sträubte sich doch gegen den Gedanken: daß Sofie nun doch Recht behalten sollte. Das war der schwerste Kampf, und man möge ihn nicht so kindisch und eitel nennen. Es ist schwer, Etwas zu thun, was man früher unter anderen Verhältnissen mit Grund ablehnte, weil man dadurch in den falschen Schein geräth, schon früher unrecht gehabt zu haben, und weil man dadurch jener gemeinen Lebensansicht sich anzuschließen scheint, als ob es doch am besten wäre, sich unter jeder Bedingung an den Gütern dieser Erde saltzueffen. Unsere Nanni hatte auch diesen Kampf bestanden und reichte dem Müller die Hand. Er war ein verlässlicher, gutmüthiger Mann, und sie konnte hoffen, daß ihr Einfluß auch jetzt noch Manches entfernen werde, was sich Niedriges mehr aus Gewohnheit als Schlechtigkeit an ihm angelegt hatte. Er näherte sich ihr langsam wieder, er hatte eben nicht auf sie gewartet, aber es fand sich inzwischen nichts Passendes für ihn, vielleicht auch, daß er nicht gar zu eifrig gesucht. Er trug ihr endlich seine Hand an und erhielt die Erlaubnis bei der Herrschaft, um sie zu werben. Es wurde ihm freudig zugesagt, und die Mühle obendrein Nanni als Heiratsgut verschrieben. Das Mühlhaus wurde hergestellt zur Wohnung des neuen Ehepaares und bestimmt, daß Nanni fortan auch die Oberaufsicht über die Wirthschaft führe. Der Hochzeitstag war festgesetzt und Peter eben zur rechten Zeit eingetroffen. Nach der Trauung fand das Hochzeitsmahl im Schlosse statt und die Herrschaft wohnte demselben sowie der Trauung bei. Die übrigen Gäste waren des Müllers und der Braut Bekannte. Peter bildete das vermittelnde Element in dieser Mischung. Galant gegen die Dame, war er herzlich und zutraulich mit seinen früheren Genossen. Lustig erklang die Hochzeitsmusik und der gnädige Herr eröffnete mit der Braut den Tanz. Die Herrschaft zog sich bald zurück und Nanni geleitete sie zu ihren Zimmern empor. Dort dankte sie ihnen nochmals für jede erwiesene Wohlthat, sie that es mit offenem Herzen. Der Dank wurde angenommen und Nanni freundlichst entlassen. Bevor sie zu den Hochzeitsgästen zurückkehrte, eilte sie noch hinauf in ihr geliebtes, bereits ausgeleertes Dachstübchen. Durch das offene Fenster blickten wieder die hellen Sterne herein, wie damals, als Wohl ihr jugendliches Herz zerrissen, hier floßen die Thränen, als Franz von ihr schied, als sie später seinen Tod beweinte. Und wieder floßen ihre Thränen und ihr vergangenes Leben zog an ihr vorüber und sie gedachte der Zukunft. Da sank sie am Fenster auf die Kniee und bat den Vater im Himmel um Trost und Kraft, ein treues, braves Weib zu sein!

Unter ihr aber standen am Fenster im leichten Nachtkleide Brückner und Sofie, sie labten sich an der kühlen Nachtluft und besprachen das Ereignis des Tages.

Es hat sich doch besser gewendet, als man erwarten mochte, sprach der Mann.

Ja, mein Lieber, entgegnete Sofie, ihren Mann umarmend, wir haben nach einem festen Plane gehandelt, und wir dürfen es sagen: Wir haben sie glücklich gemacht!

Klagenfurt, 1855.



Der Beschränkte.

Marie und ihre Mutter waren im Erkerzimmer ihres von der Residenz nur wenige Stunden entfernten Landhauses. Die Mutter saß in der Fenster- nische und las aus einem Buche; an einem anderen Fenster stand Marie und schrieb mit dem Finger in die angehauchten Scheiben Namenszüge, die sie noch schneller mit dem Sacktuche löschte, als sie ohnedies verschwunden wären.

Der klare Sommertag begann zu dämmern und wie der Tag an der Neige des Abends stand, so ging auch schon der Sommer in den Herbst über. Die schönste Zeit des Landlebens! Die Landschaft, deren reichster Theil als Garten, wie eine Huldigung der Oberherrlichkeit zu den Füßen des Schlosses lag, war von der scheidenden Sonne mit mildem Lichte bestrahlt. Das Ganze atmete jenen Ausdruck der Ruhe und Befriedigung, der so wolthuedend auf das seh nende Herz des un- befriedigten Menschen einwirkt.

Nach der Länge der Gartenmauer herab, die sich an das Schloß- gebäude an schloß, zog sich der Weg, der aus der Stadt führte, und linker Hand schlängelte sich ein Fußweg, der den Wanderer über Wiesen und an Feldern vorüber zu einem Pfortchen des Gartens führte.

Marie blickte öfters erwartungsvoll auf die Fahrstraße hinaus, ob sich keine Kutsche an der Krümmung des Weges zeige, manchmal glitt ihr Blick auch auf den Fußsteig hinüber, als erwarte sie auch von dorthier Jemanden.

Die Mutter unterbrach sie:

Du hast das Buch wol schon gelesen?

Sie meinen das neueste des berühmten Verfassers? Ich habe es gelesen.

Sonderbar, du hast mir nichts von dem Eindrucke gesagt, den das Buch sicher auf dich ausgeübt hat; denn zu den gleichgiltigen gehört es keinesfalls, die wir ohne nachhaltigen Eindruck aus der Hand legen.

Auf mich, liebe Mutter, hat es durchaus keinen solchen ausgeübt, soll aber von einem Eindrucke die Rede sein, so ist dieser doch kein angenehmer gewesen. Ich fühle dies mehr, als ich mir klare Rechenschaft

davon geben kann, aber die Personen scheinen mir so unwahr, die Verhältnisse derselben so absichtlich verlegend aufgesucht und der Dichter selbst ganz herzlos, wenn er auch in noch so schönen Worten Tugend und Unschuld feiert.

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, fiel die Mutter mit den Worten Schiller's ein.

Es ist dies mein innerstes Gefühl, fuhr die Tochter fort. Dieser Held der Erzählung mit dem leidenblaffen Angesichte, mit dem auf seiner Brust schwer lastenden Weltschmerz, mit seinem genial getheilten Haare und den feinen Glacehandschuhen ist mir ein verächtlicher Schwächling. Ich glaube, wenn er nur einmal aus den eleganten Kreisen, diesen Treibhäusern der neuesten Modeblume: Weltschmerz, die die jungen Herren sich jetzt als Passionsblume vor die Brust stecken, wenn er nur einmal aus diesen Kreisen in die frische reine Luft hinaussträte und aus voller Brust frei aufatmete, sein ganzer drückender Weltschmerz fiel ihm von der Brust ab. Aber darum ist es ihm nicht zu thun, er kokettirt mit seinem Schmerze. Ich begreife nicht, wie Clara, die doch ein liebes, verständiges Mädchen ist, ihn lieben konnte.

Ich freue mich, mein Kind, sprach die Mutter, lächelnd über den Eifer ihrer Tochter: Ich freue mich, daß du die Reinheit und die rasche Empfänglichkeit deines Herzens und deines Verstandes vor jenen Modeinflüssen bewahrt hast. Aber laß uns deshalb nicht zu streng sein. Jene Bedeutenheit eines jungen Mannes, der über die alltäglichsten Beziehungen hinaus, das Leben seiner Gedanken und seines Gemüthes an höhere allgemeine Interessen anknüpft, wenn diese Bedeutenheit auch nur eine scheinbare sein sollte, wenn diese Gemüthsbewegungen auch theilweise gemacht und angekünstelt wären, immer bleibt solch' ein Mann den Herzen der Frauen gefährlich. Alles Romantische, alles Geheimnisvolle, Räthselhafte, wenn wir demselben nur irgend eine Tiefe zumuthen, oder aus unserer eigenen Brust in dasselbe tragen können, zieht uns gewaltig an. Und eines ist gewiß, diese jungen Aklasse haben doch mehr geistigen Fond, als jene im Geleise des Gewöhnlichen gedankenlos dahin Wandelnden. Um in jeziger Zeit von dieser Modefrankheit unberührt zu bleiben, muß man entweder ein beschränkter oder ein ganz außerordentlicher Mensch sein. Letztere sind sehr selten, Erstere aber unbequem und langweilig.

Mag sein, entgegnete Marie: aber jenen Herrleins würde ich selbst unseren beschränkten Franz vorziehen.

Marie hatte sich ganz vom Fenster entfernt und trotz des Eifers ihrer Rede von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Straße geworfen. Nun schaute sie wieder hinaus. Es war dunkler Abend geworden, sie konnte nicht mehr so weit sehen, als die Straße reichte. Wie sie in den Garten hinablickte, sah sie das Pförtchen sich öffnen und eine männliche Gestalt hereintreten. Sie wandte sich rasch um und rief: „Franz kommt!“ Die Mutter klingelte um Lichter, Marie aber trat wieder an's Fenster, das sie öffnete. Franz, wie er den Garten herab näher dem Hause kam und Marie erkannte, grüßte ehrfurchtsvoll, den Hut tief abziehend, das Auge jedoch auf Marien gewendet. Nun trat er schnell in das Haus. Marie schloß das Fenster und wollte den Gast an der Schwelle begrüßen, kaum jedoch war sie in der Mitte des Zimmers, so trat schon Franz

ein und nach ihm der Bediente mit den Lichtern. Franz bot einen guten Abend, Mutter und Tochter begrüßten ihn herzlich. Auf die gewöhnliche stumme Aufforderung, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, schien er diesmal nicht gerne eingehen zu wollen. Sein Wesen hatte einen Ausdruck von Wichtigkeit und banger Scheu. Die Frauen hatten das bald bemerkt und Marien durchzuckte ein Gedanke, der die Röthe des Unwillens auf ihre Stirne trieb. Doch hatte sie sich getäuscht. Franz zog nach mehreren verlegenen Geberden ein Papier aus der Tasche, das zusammengerollt und mit einem rotseidenen Bändchen gebunden war. Er reichte es Marien dar und sprach:

Als wir zusammen die Leiche jenes unglücklichen Bauernburschen betrachteten, der seine Schwester aus der brennenden Hütte errettete und selbst verunglückte, sprachen Sie: Die That wäre werth, beschrieben zu werden. Ich merkte mir diese Worte und immer stand jene Leiche vor meinen Augen, bis ich mich niedersetzte, um jene That, so gut es mir möglich war, zu beschreiben. Seien Sie mir eine gütige Richterin.

Marie blickte ihn mit freudiger Bewunderung an, ihr Auge strahlte, ihre Wange war höher geröthet und die Hand griff schnell nach der gebotenen Rolle. Franz betrachtete sorglich ihre Mienen, während sie das Papier aufrollte und mit lauter Stimme den sehr sorgsam und zierlich geschriebenen Titel las: „Beschreibung der Heldenthat eines jungen Bauernburschen, der seine Schwester vom Flammentode rettete und dabei selbst das Leben verlor.“ Das Folgende las Marie leise für sich. Mitunter zog ein leises, kaum bemerkbares Lächeln um ihren Mund, das aber bald wieder verschwand, denn sie wußte ja, daß Franz sie beobachtete, und sie hätte ihm um Alles in der Welt nicht wehe thun wollen. Die That, deren Historiograph Franz geworden, war so schön, daß sie, mit den einfachsten Worten erzählt, die größte Theilnahme erringen mußte. Franz aber, der, wie Alle, die mit der Schrift nicht näher vertraut sind, das Wesen derselben wo anders als in der stoffgemäßen Darstellung suchte, hatte allen seinen Vorrath an schönen Worten, wie sie in gemeiner Rede nicht üblich sind, aufgeopfert, um das, was er so tief gefühlt hatte, nach seiner Meinung am würdigsten auszustatten. Da kamen denn oft nicht die bezeichnendsten Ausdrücke zum Vorschein und mitunter zeigten sich auch einige bedenkliche Verstöße gegen die natürliche Reihenfolge des Geschehenen.

Marie hatte ausgelesen und sprach freudig gerührt, indem sie ihm die Hand reichte: Franz, Sie sind ein guter Mensch!

Die Mutter hatte inzwischen das Papier in die Hand genommen. Franz schien doch etwas mehr als den „guten Menschen“ erwartet zu haben, er meinte, und darin hatte er ganz Recht, dies sei schon längst außer Frage gestellt gewesen. Ich weiß, sagte er, daß ich kein Schriftsteller bin und auch keiner werden kann, denn Gott hat mir diese Gabe nicht gegeben; aber wenn das Herz, das Gefühl für das Schöne und Große dazu hinreichte, ich wäre sicher ein guter Schriftsteller.

Ein Wagen rasselte in den Hof. Man hörte die Dienerschaft über die Treppe hinabeilen, eine männliche Stimme unten nach der Herrschaft fragen, dann Tritte über die Treppe aufwärts. Mutter und Tochter eilten dem erwarteten Besuche an die Schwelle der Thür

entgegen und herein trat Adolf, ein schöner junger Mann in elegantem Reifekleide. Der Empfang war ein freudig herzlicher. Beide reichten ihm die Hand, die er küßte. Adolf, sprach die Mutter, den Sohn meines Freundes und meiner Freundin, den Jugendgespielen meiner Tochter begrüße ich mit wahrhaft mütterlicher Freude in meinem Hause. Nach manchem Jahre der Trennung sehen wir uns wol älter, die Jugend gereifter, mein Alter verwelkter, wieder, aber ich hoffe, mit derselben nie verwekkenden Liebe.

Adolf war so liebenswürdig, fand sich so schnell in die alten Verhältnisse wieder, schlug mit so richtigem Gefühle den alten einfachen Ton der Vertraulichkeit an, daß die Hausgenossen bald kaum mehr der langen Trennung gedachten. Franz stand zur Seite. Jetzt ersah ihn Adolf. — Lieber Franz, ich wußte wol, daß ich Dich heute hier treffe, ist's ja doch Sonnabend und da kamen wir ja immer hierher, um den Sonntag zusammen zuzubringen. Die jungen Männer küßten sich. Man setzte sich um den runden Tisch und das heiter erregte Gespräch sprang von einem Gegenstand der Erinnerung zum andern. Der Zukunft gedachte noch Niemand.

Adolf's Benehmen gegen Marien war eben so fein als innig; ohne sich besonders an sie zu wenden, galten ihr doch eine Menge der zartesten Aufmerksamkeiten, wofür edlere Frauen solch eine feine Empfänglichkeit besitzen.

Man erhob sich nun, in den Speisesaal zum Abendtische zu gehen. Adolf bot der Mutter den Arm, Franz zog Marien bei Seite und sagte ihr, sie möge ihn entschuldigen, er fühle sich unwohl und wolle noch jetzt Abends nach Hause kehren, es sei ja nicht weit und er wäre heute doch nur ein schlechter Gesellschafter. Marie blickte ihn befremdet an, verstellen konnte sich der Arme nicht, sie las in seinem Gesichte deutlich sein Gefühl.

Franz, ich bitte Sie, bleiben Sie bei uns! — Sie nahm seinen Arm und er folgte ihr in den Speisesaal. Adolf ward immer beredter, Franz einsylbiger, selbst störrisch. Marie versuchte ihn öfters in das Gespräch zu verflechten, doch vergebens. Indes vergaß selbst sie bald des Armen vor Adolf's beredten Schilderungen. Franz sah mit hocherrötetem Antlitz auf seinen Teller, er wollte Marien nicht ansehen, wie ihr Auge an Adolf's Munde hing.

Die Tafel ward früher aufgehoben, um dem Gaste Zeit zur Erholung zu geben. Als Adolf gute Nacht wünschte, bat er um einige Bücher, da er gewohnt sei, im Bette vor dem Einschlafen zu lesen.

Im Gesellschaftszimmer liegen einige der neuesten auf dem Tische, bedeutete ihm die Mutter, vielleicht finden Sie unter denselben ein Ihnen noch unbekanntes Buch.

Sie begaben sich Alle nochmals in das Gesellschaftszimmer und Adolf suchte unter den Büchern. Er wählte jenes, das heute die Mutter gelesen, nebst einigen andern; auch das Werk Franzens flectete er nach einem flüchtigen Blicke auf den Titel zu sich. Franz hatte es wol bemerkt und er wünschte, weit von hier, wo auf einer wüsten Insel, allein zu sein. Der Bediente leuchtete den jungen Männern auf ihre Zimmer, die im zweiten Geschosse hart neben einander standen.

Adolf ersuchte Franz, auf eine Weile zu ihm auf sein Zimmer zu kommen, eine Zigarre zu rauchen und zu plaudern. Franz dachte an sein Manuscript, ob er es so vielleicht noch retten könnte und trat ein. Bücher und Manuscript wurden auf den Nachttisch gelegt. Adolf ordnete Mehreres im Zimmer, suchte aus den Koffern das Notwendigste hervor und sprach Gleichgiltiges. Franz aber machte sich viel mit den Büchern zu thun und spähte, ob Adolf nicht herschaue, daß er die Schrift zu sich stecke. Adolf wandte sich zu ihm: Willst Du vielleicht welche von den Büchern zu Dir nehmen? Thu' es immerhin. Schon hatte Franz die Hand nach dem Manuscripte ausgestreckt, da lispelte ihm der Stolz zu: Mag er es immerhin lesen; was ich mit der besten Kraft verfaßt, braucht sich nicht vor ihm zu verbergen.

Ich lese nie des Abends, sagte er, und ging auf sein Zimmer. Adolf lächelte und dachte: Ich glaube es Dir, daß Du nie des Abends liesest, Du thust es vielleicht auch am Tage nicht.

Die jungen Männer sind jetzt auf ihren Zimmern, mit sich allein, dies ist die beste Gelegenheit, mit ihnen nähere Bekanntschaft zu machen.

Wir wenden uns zuerst zu Franz. Mag er auch im Leben zurückgesetzt sein und neben dem blendenden Adolf in den Schatten treten, in unserer Erzählung sei die erste Rolle und unser vorzügliches Interesse sein Theil. Der Dichter ist der geborne Sachwalter aller Unterdrückten, was der stolze Mensch in seinem rücksichtslosen Gange nach dem Ziele seines Lebens achlos verwirft, das zertretene Blümchen des Thales und das zerdrückte Menschenherz hebt der Dichter auf und ihren Tod verklärt er mit dem Heiligenschein der Dichtung. Aber können die späten Blumen, die eine fromme Erinnerung auf solch ein Grab pflanzt, eine Entschädigung sein für ein blütenloses Dasein? O ärmlicher Ersatz, kein Ersatz für den Verstorbenen, nur eine Linderung unseres blutenden Mitgefühls.

Es gibt Naturen, denen ein Sehnen nach dem Edlen und Schönen in hohem Grade angeboren ist, denen aber das Sehnen immer ein unbestimmtes und formloses bleibt. Die Zunge ihres Geistes ist nicht gelöst, sie können ihr bestes Wollen und Fühlen nur lallen. Wir nennen sie Beschränkte, und der Ausdruck, wenn er nicht von der Lieblosigkeit mißbraucht wird, ist höchst bezeichnend.

Die allgemeinen Schranken der Menschheit, über die hinaus selbst dem bevorzugtesten menschlichen Geiste nur die Sehnsucht bleibt, sind jenen Unglücklichen näher gerückt, bei ihnen gehört das hienieden Erreichbare schon in das Gebiet der Sehnsucht. Sie sehen das Ersehnte vor ihren Augen schweben, sie strecken die Hand darnach aus, und dem ungelentken Gliede entflieht die geistige Erscheinung. Mit der Art, die sie handzuhaben verstehen, wollen sie aus dem Holzkloze einen Apollo schnitzen, die Art fällt mit schwerem Gewichte nieder — und das Holz ist gespalten. Jenen bedauere ich nicht, dessen ganzes inneres und äußeres Leben innerhalb seiner engen Schranken gebannt ist, aber Jener ist zu beklagen, dem der Fittich ohne Schwungkraft verliehen.

Solch eine Natur war Franz. Als zweijähriges Kind hatte er die Mutter verloren. Mit einem ältern, bevorzugten Bruder wohnte er bei dem Vater, einem strengen, finstern Manne, auf dem Schlosse,

das auf einem mäßigen Hügel erbaut, die schönste Aussicht auf die herrliche Landschaft gewährte, und sich in der Mitte zwischen den zwei links und rechts in der Ebene liegenden, kaum eine halbe Stunde entfernten Schlössern, die der Mutter Mariens und Adolfs Vater gehörten, erhob. Als Franz in jenes Alter trat, wo man beginnt, an das Kind irgend eine Forderung zu stellen, hatte der Vater keine Freude mehr an ihm. Die Lehrer beklagten sich über seine langsame Fassungskraft und sein empfindliches, allzuleicht verletzbares Gemüt. Ueber seinen um ein Jahr älteren Bruder lauteten ihre Berichte weit günstiger. Des Vaters Liebe, insoferne er sie überhaupt zeigte, wandte sich nach und nach ganz dem ältern Sohne zu. Er schickte ihn in ein höheres Erziehungsinstitut in der Stadt. Franz mußte zurückbleiben, da er mit den Vorbereitungsstudien noch lange nicht zu Ende war. Da geschah es, daß der ältere Bruder an einer im Institute ausgebrochenen ansteckenden Krankheit starb. Franz war nun das einzige Kind, doch darum kaum mehr geliebt. Er sollte nun beständig auf dem Lande bleiben; der Vater hielt ihm Lehrer, daß er mit der Zeit in den Stand gesetzt werde, die Verwaltung des Gutes zu führen. Das Praktische der Oekonomie, die Handgriffe hatte er bald inne, sowie er zu gewissen technischen Tändeleien, zu Arbeiten in Pappe nicht ohne Geschick war. In der Kalligraphie hatte er es weit gebracht und es ließ sich seinen Arbeiten selbst Geschmack nicht abstreiten. So lebte er denn mit dem Vater, der ihm eben auch nichts in den Weg legte und ihn gewähren ließ, ruhig fort. Aber sein Herz, sein Herz! Das sehnte sich nach Liebe und nach Mittheilung. Wie oft wollte er sein volles Herz erleichtern, wollte dem Vater um den Hals fallen und ihm Alles sagen: was, wußte er selbst nicht, er dachte sich dabei nur ein unbestimmtes, wortloses Ausströmen seiner Gefühle. Der Vater aber blickte stets so strenge, hatte solch ein ernst gemessenes Wesen, daß der Sohn immer zurückgeschreckt wurde und schwieg. So vergingen ihm die Werkeltage seines Lebens, die Sonn- und Feiertage aber waren ihm wahre Sonnen- und Freudentage. Da fuhr er immer am Vorabende oft mit dem Vater, manchmal auch allein, zu Marien, seiner jüngeren Gespielin, und verbrachte dort den ganzen folgenden Tag. Marie war so gut, die Mutter so freundlich, Franz glaubte, ein anderer Himmel wölbe sich über diesem Schlosse, und die Erde sei hier schöner, ein Paradies. Wol hatte er Recht, es war der Himmel der Liebe und das Paradies guter Menschen. Hier traf ihn nie ein hartes Wort, hier unter diesen edlen, höheren Wesen, so schienen sie ihm, galt auch er mit seinen Leiden und Freuden, und das hätte ihn in seiner Bescheidenheit beinahe stolz gemacht. Er verehrte sie aber auch so innig, Mutter und Tochter.

Zu gleicher Zeit mit ihm traf auch immer Adolf ein, ein feuriger, talentvoller Knabe. Franz liebte auch diesen, weil er so verständig und doch gut mit ihm war. Er merkte es zwar, daß Adolf mehr um Mariens willen, die es durchaus nicht leiden konnte, wenn Jemand Franzem wehe that, sich ihm liebevoll zeigte, aber es that ihm doch wohl. Manchmal kamen auch andere Knaben und Mädchen, Kinder der Honoratioren des benachbarten Fleckens, ziemlich wilde Rangen, auf das Schloß, und dann ging es wol nicht immer so friedlich zu,

und Franz ward oft gefoppt und gequält. Da weinte Marie und drohte, sie bei der Mutter zu verklagen. Franz aber liebte sie immer mehr. Adolf mußte bald in die Stadt, um zu studiren. Unter Thränen trennte er sich von Marie und Franz.

Dieser war nun allein der Gefährte Mariens, und dies währte, bis Franz das siebzehnte und Marie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Da sollte diese mit der Mutter über den Winter in die Stadt ziehen. Marie trennte sich schwer von Franz, aber sie zog ja in die Stadt, deren Herrlichkeiten sie aus wenigen flüchtigen Besuchen nur halb kannte, und sie darum um so höher schätzte. Und die heranblühende Jungfrau! Welche Gedankenträume verschlangen sich in ihrem Köpfchen, welche Gefühle wogten in ihrem Busen auf und nieder! Sie fühlte das Keimen und Regen wol und erwartete das Erschließen der Blüthe von ihrem ersten Eintritte in die Welt, der sie gleichsam mündig erklären, die Scheidewand zwischen Kind und Jungfrau bilden sollte. Der arme Franz! Ein Winter auf dem Lande und Marie in der Stadt! Was er erst nicht denken konnte, mußte er zuletzt erleben. Er bat den Vater, ihn doch auch zur Ausbildung in die Stadt zu schicken; allein dieser meinte, es sei unnötig. Franz fand es zuletzt auch besser.

Neben die Herren in der Stadt gestellt, mußte er verlieren, in der Erinnerung jedoch konnte er Marien noch immer Etwas gelten.

Franz sah den Winter endlich schwinden und mit der ersten Schwalbe kehrte auch Marie, die Frühlingschwalbe seines Herzens, zurück. War das Marie noch, das Halbkind? Nein! O, wie war sie schön geworden.

Franz starrete sie mit sprachlosem Entzücken an. Sie nannten sich: Sie. Marie war gleich gut und freundlich gegen Franz, er aber verehrte sie wie eine Heilige. Er sah in ihr eine Verkörperung alles Dessen, was ihm groß, schön und edel schien. In ihr war ihm aller Gehalt des Lebens. Marie erzählte ihm, daß sie Adolf öfter gesehen habe, so auch einmal auf einem Balle, wo sie mit ihm getanzt. Auf einem Balle! Welche feenhaftige Vorstellung hatte Franz davon. In seinen Träumen spukten nunmehr bloß die Maskengestalten, und Marie lag an seiner Brust, und er flog mit ihr durch die Säle. Die Maskenmassen theilten sich, wo sie nahen, die Musik flog ihnen mit tönenden Schwingen nach, und von den Galerien herab schauten schweigende Türkenköpfe und nickten mit den bärtigen Gesichtern. So träumte er, sagte aber selbst Marien kein Wort davon.

Wieder entschwand ein Jahr und wieder zog Marie in die Stadt. Als sie wiederkehrte, fand sie Franz allein, als den Besitzer seines Schlosses. Der Vater war gestorben. Die Gerichte hatten, da das Gut unverschuldet und in keinen Proceß verflochten, somit bloß die Besorgung der Feldwirtschaft und die Einhebung der Unterthansabgaben alljährlich abzuthun war, den besonnenen und Ordnung liebenden Franz sogleich großjährig erklärt. Das freute ihn und erhob ihn in seinem eigenen Auge. Er war sein eigener Herr und begann sich zu fühlen, natürlich nur in den Verhältnissen zu Andern, nicht zu Marien. Dieser konnte die Anerkennung der Gerichte nicht gelten; sie hatte ihn ja nie verachtet; ob sie ihn aber lieben könne, darauf konnte

dies keine Wirkung haben. Franz war ein stattlicher junger Mann geworden, stark gebaut, von blühendem Aussehen, mit weichen, schwarzen Haaren und schönen dunklen Augen.

Nur Zweierlei störte den günstigen Eindruck seiner Physiognomie: die dichten, buschigen Augenbrauen und die wulstigen, aufgeworfenen Lippen. Seine Augen sprachen so viel, sein Mund so wenig; es waren auch keine jener feinen Züge des Lächelns, des leisen Spottes, die einem geistreichen Munde so viel Reiz verleihen, und ein an sich häßliches Gesicht anziehend machen können, bei ihm ausgebildet. — Ob sie ihn lieben könne? Der Gedanke füllte sein ganzes Sein. Daß er jetzt noch ihrer unwürdig sei, fühlte er tief, aber vielleicht einst?

Und kann ihn Marie lieben?

Armer Franz, ich sage Dir: Nein! Die Liebe fordert nicht nur gleichen Herzensadel, sondern auch gleichen Geistesrang. Das Weib kann nichts lieben, was es unter sich erblickt. Die Liebe kann nicht werden, wo sie Mangel sieht, Fehler aber bedeckt sie gern mit dem Schleier milder Güte. Franz mußte Marien lieben, Marie aber konnte ihm nur gut sein. So lange man jung ist, da glaubt man, wahre, heiße, innige Liebe müsse immer Gegenliebe erringen, Liebe setze immer ein Begreifen des geliebten Gegenstandes voraus, und das Begreifen stelle auf gleiche Stufe mit demselben. Spätere Erfahrung lehrt, daß man auch lieben, und zwar glühend bis zum Wahnsinne lieben könne, was man nicht begreift, dessen Vollkommenheit man nur fühlt. Da muß auf Gegenliebe verzichtet werden.

Wenn Franz seine Besitzungen über sah, wenn er die leeren Hallen seines Schlosses durchschritt, so mußte er sich wol denken: wäre Marie mein Weib! Wie würden dann die Felder grünen und im Schlosse die Freude wohnen. Wenn ich sie mein nenne, so ist das Leben voll und wunschlos.

Wenn er mit ihr und der Mutter durch die Felder, die Wiesen und die kühlen Wäldchen schritt, wenn ihr voller weißer Arm in seinem hing, ihr blühendes Antlitz ihn so nahe anlächelte, wenn ihre wehenden Locken sein Antlitz streiften und ihr Atem ihn anhauchte, da war es ihm, als müsse er sie in die Arme fassen, sie küssen und in Entzücken vergehen. Sie aber sah ihn freundlich lächelnd an und ging ruhig weiter, und sprach von den Blümchen und dem schönen Sommerabende. Und wenn der Sturm seines Innern zu heftige Geblütswogen auf sein Antlitz trieb, da bat sie ihn, für sie etwas zu ver richten oder ihr etwas zu holen. Er ging und kehrte ruhiger wieder.

Sein steter Gedanke neben jenem Alles verschlingenden an Marien war der: sich auszubilden und dadurch Marien sich immer würdiger zu machen. Er las Bücher, die er nur halb verstand, und die zu verstehen er sich abquälte; jene modernen Bücher, die das Leben durch Reflexionen zu bemeistern sich bestreben, und in ihrem abge zirkelten Tendenzkreise alle Glut der Leidenschaften, die im Leben durch weite Zwischenräume getrennt sind, hineinpfröpfen, so daß diese Romane einer Menagerie wilder Thiere gleichen, die zwar von dem Zuschauer durch die eiserne Gitterwand getrennt sind, aber unter sich, ohne schei dende Käfigwand, in stetem Kriege leben. Diese Bücher waren es zu-

nächst, denen Franz nie das Verständniß abgewinnen konnte. Besser ging es ihm mit jenen Erzeugnissen hoher Geister, bei denen die Darstellungskunst in ihrer Vollendung in dem Stoffe aufging. Vor Allem waren es Shakespeare's Dramen, die ihn ungemein ansprachen.

Er fand seine Welt darin, natürlich aber nicht jene des Dichters. Wie die Mutter Natur zu jedem Wesen in der ihm verständlichen Sprache spricht, so fand auch Franz in jenem Riesengeiste, der alle Regungen des menschlichen Herzens ausgesprochen, auch seine Gedanken, seine Gefühle. Manchmal schien es ihm, als ob ein Blitz höherer Erkenntnis ihm sein Inneres erhellte. Es war ein Blitz, der bald wieder in die Nacht verschwand, daß er dadurch im Ganzen nicht über seine Natur hinaus gefördert wurde, liegt am Tage.

So standen die Sachen, als Adolf ankam. Welch' eine Wirkung seine Erscheinung und die sichtbare Vorliebe Mariens für Adolf auf unseren Franz ausgeübt haben müsse, brauche ich den Lesern nun nicht erst zu schildern. Die halbe Nacht hindurch fand und suchte sein Auge nicht den Schlummer und am frühen Morgen erwachte er zum unglücklichen Tage.

Wenden wir uns nun zu Adolf. Er wird wol schon entschummert sein, wir haben uns ja so lang bei dem armen Franz aufgehalten. Treten Sie ein, meine lieben Leser, doch auf leisen Behen, daß wir den Schlummernden nicht wecken.

Schöne Göttin des Traumes, zu Häupten des Schlafenden, nimm das Licht aus deiner Zauberlaterne, halte es über die Ruhestätte, daß wir den Träumenden betrachten; aber hüte dich, daß kein Funke des Dochtes und kein brennender Tropfen seinen Leib berühre und er dir entfliehe, wie Amor der neugierigen Psyche. Wie ist er schön, der Schlummernde. Wie zart gerötet das weiße Antlitz! Die blonden Locken des Hauptes hängen über die hohe Stirne, seine blauen, milden Augen sind geschlossen, aber wir sehen die stolz gebogenen Brauen, und um den so edel geformten Mund schlingt sich der weiche, jugendliche Bart. So, nun stecke wieder das Licht in deine Laterne und zeige uns an der Zimmerdecke die Bilder seiner Träume.

Schauen wir hin auf die helle Runde. Es ist ein Maskenball; bunte Gestalten drängen sich untereinander. Unter mehreren Unmaskirten tanzen auch zwei jugendlich schöne Gestalten. Nun stehen sie stille. O, wir kennen sie ja. Es ist Marie und Adolf. Wie blicken sie sich zärtlich an, Hand in Hand geschlungen. Sie würden sich in die Arme sinken, umständen sie nur nicht so viele Fremde. Aber ihre Augen sprechen, und auch der Mund wagt schüchtern manch zärtliches Wort. Die Gruppen verschlingen sich wieder, es geht gar wild untereinander. Die Gestalten verschwinden, die Lichter erblaffen, der Tanzsaal verwandelt sich in ein anheimelndes Zimmer. Hellfarbige Vorhänge schließen die Fenster, Kerzenlicht brennt reichlich und in der Mitte des Zimmers dreht sich eine Tänzerin mit brennenden Augen und glühenden Wangen in den bezauberndsten Wendungen. Wie sie mit der zierlichen Pirouette schließt, stürzt Adolf zu ihren Füßen. Wie er aufblickt, steht Marie vor ihm, mit den Augen voll Liebe und der drohend erhobenen Hand. Die Gestalten sind verschwunden, wie Blasen, die die Erde aufgeworfen.

War es nicht, als hörten wir den Schlafenden tiefer aufatmen? Und wieder ist es ein großes Zimmer und lustige Gesellen sitzen um die reichbesetzten Tische gelagert. Sie singen und die Guitarren und Gläser klingen dazu. Zu oberst aber sitzt ein schönes, stolzes Weib, und Alle huldigen ihr. Einer aber tritt vor sie mit verstörtem Antlitz und flucht ihr, weil sie seine Seele verdorben. Da springt Adolf auf und stürzt mit dem Degen auf ihn los. Wenige Stöße und der Freund blutet. Das Weib aber, für welches Adolf Freundesblut vergossen, lacht laut auf und verläßt am Arme eines Dritten das Zimmer. Adolf will ihr nachstürzen, da steht Marie vor ihm mit den Augen voll Liebe, denen Thränen entstürzen, und den flehend erhobenen Händen.

Was murmelte der Träumende so ängstlich?

Und es ist eine große Ebene; ein schmaler Bach trennt sie in zwei ungleiche Hälften, auf der einen da treibt sich eine gewaltige Menschenmenge; sie stossen und drängen sich, fällt der Eine, so schreiten die Andern über ihn hinweg, und Keiner reicht ihm die Hand, damit er sich aufrichte. Es ist ein großer Marktplatz, und wer gewonnen hat, geht hin und kauft sich eine Stunde Vergnügen bei Wein, Weibern und Würfeln — ein dreifaches Weh! Auf der andern Hälfte da ist eine schöne Landschaft, die Nachtigallen singen, und schöne, selige Menschen lustwandeln unter den ewig grünen Bäumen. Man weiß nicht, warum sie so glücklich sind, aber man sieht es, in ihren Herzen ist die Freude. Die Leute am andern Ufer begreifen dies nicht. Eine schmale Brücke verbindet beide Hälften mit offenem Zugange, und doch, wie Wenige betreten sie, wie Wenige der stillen Glücklichen sind ihres Glückes überdrüssig, und wie noch Wenigere unter den Marktleuten sehnen sich nach jenem stillen Glück. Adolf aber steht am Ufer und blickt hinüber nach dem Lande der Seligen. Sein todter Vater, seine todte Mutter, Marie und ihre Mutter stehen jenseits und winken ihm. Und wie er noch zaudert, da tritt ihm Marie über die Brücke entgegen und reicht ihm die Hand, und er faßt sie und folgt ihr hinüber. Und wie er auf der Mitte der Brücke steht, da hört er von dem verlassenen Ufer die Stimmen seiner Freunde und Freundinnen, wie sie ihn zurückerufen. Er reißt sich aus Mariens Hand los und rennt zurück. Marie aber stürzt besinnungslos in das Wasser, doch ein Engel theilt die Wellen und sie tragen sie glücklich an's Ufer.

Himmel! wie stöhnt der Schlafende. Er zittert und hält die Hand an das pochende Herz gepreßt.

Strenge Göttin des Traumes, o endige! Gönn' ihm den kurzen Morgenschlummer, schon graut die Dämmerung. Wir haben genug gesehen, wir wissen, daß er, zu dem Höchsten berechtigt und berufen, sein Leben „in flacher Unbedeutendheit“ hingeschleppt hat. —

Die Gesellschaft war beim Frühstücke versammelt. Marie war schöner denn je, wie die Rose am Morgen, den Thau der Nacht in dem halbgeöffneten Kelche verschlossen. Um ihr Antlitz lächelten noch die süßen nächtlichen Träume und über der Morgenröthe ihrer Wangen erglänzten die Sonnen ihrer Augen.

Der männliche Theil der Gesellschaft war verstimmt, wir wissen wol, warum. Adolf war bei Weitem nicht so heiter wie am vorigen Abende, und er mußte erst längere Zeit in Mariens beseligender und reinigender Nähe weilen, um das Gleichgewicht seiner Seele wieder zu finden. Da das Gespräch sich nicht im ebenen Geleise fortbewegen wollte, so stellte die Mutter die Notfrage an Adolf, was er Abends gelesen.

Eine Novelle, antwortete dieser, in welcher ein junger Mann, von einigen Ideen des Tages berückt, die er in ihrem Werte nicht aufzufassen versteht, sich in einem unfruchtbaren, leeren Scheinhandeln und Treiben verzehrt, und so ein gutes Mädchen, das auf ihn sein Glück baut, unglücklich macht. Der junge Mann ist ein Schwächling, denn es fehlt ihm am klaren Verstande, der die Dinge zu würdigen weiß, doch ist er kein verächtlicher Mensch: er bleibt sich selbst und seiner Ueberzeugung treu. O glauben Sie mir, es gehen weit edlere und größere Kräfte, nicht durch eine falsch eingeschlagene Richtung, sondern durch ihre eigene Inconsequenz, trotz der Mahnungen ihrer besseren Natur, im Taumel des Genusses zu Grunde.

Adolf hatte mit Eifer gesprochen, man sah leicht, daß er nicht bloß ein Urtheil über das Buch ausgesprochen, sondern zugleich etwas aus dem eigenen Innern mit dem Fluß der Rede wegspülen wollte. Marie fühlte dies gut.

Ich sagte gestern zu Marien, sprach die Mutter, ein junger Mann, der sich im jetzigen Leben von diesen Einflüssen ganz rein erhielt, müßte entweder ein sehr beschränkter oder ein ganz ungewöhnlicher Mensch sein. Marie schien dies nicht glauben zu wollen.

Franz war hoch errödet und wagte Niemanden anzublicken.

Was wissen Sie, sprach Adolf, Sie, die Klare, die Reine, von den Irrgängen, den Dualen des Sünders. Kein Mann ist Ihrer würdig, Sie müssen Ihre Liebe doch verschenken.

Marie blickte unwillig auf Adolf, Franz jedoch horchte freudig und es zog ein angenehmes Gefühl in seine Brust. Adolf fühlte, zu viel gesagt zu haben, und sprach:

Doch, wozu sich trübe stimmen, sprechen wir von etwas Lustigem! Und mit erkünstelter Heiterkeit fuhr er fort:

Sie haben ja im benachbarten Flecken einen sehr poetischen Schulmeister, denn der wird wol der Verfasser jenes glühenden Brandgedichtes sein, das ich heute Früh unter den Büchern am Nachttische fand. Es ist ganz herrlich in seiner Art. Solch sinnloser Schwulst ist mir noch nicht vorgekommen.

Wenigstens ist die edle Gesinnung daran unbedingt zu loben, fiel schnell Marie ein, während die Mutter durch Zeichen den vorlauten Sprecher, jedoch vergebens, zu verständigen suchte.

Alles Lob der Gesinnung und der schönen That, aber es bleibt doch zu arg. Unter Anderm heißt es dort: Die Flammen hingen an seinem Haupte! Nun meine ich, selbst die Perrücke eines Pudels mußte in solcher Hitze versengt sein, geschweige denn das Menschenhaar!

Ich könnte nie darüber spotten, fiel erzürnt Marie ein.

Wenn der Verfasser unter Ihrem Schutze steht, ist er auch vor meinem Spotte sicher, erwiderte Adolf ernst.

Die Frauen, da sie von Franz die Qual nicht abwenden konnten, wollten doch Adolf vor der Verlegenheit schützen, in die er geraten mußte, wenn er erfuhr, was er gethan; darum schwiegen sie, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Franz aber wünschte, die Decke des Zimmers möge über ihm einstürzen. Er glaubte, Adolf habe es aus Bosheit gethan.

Es wurde beschlossen, in die Kirche zum Gottesdienste zu fahren. Adolf eilte, sich umzukleiden, die Mutter ließ Marie mit Franz allein. Franz, mein Herz blutet mit dem Ihrigen, sprach Marie.

O lassen Sie das, erwiderte er und blickte sie mit thränenden Augen an. Sie sind ein Engel an Güte. Ihr Mitleid, Ihr Erbarmen ist mein Trost und meine Qual. Wenn Sie Ihre Liebe verschenken, so kann Jeder der Glückliche sein, nur Jener nicht, der der Spott der Vernünftigen ist. Leben Sie wohl, o könnte Ihnen mein Leben doch zu Etwas nütze sein.

Er stürzte zu ihren Füßen, umschlang ihre Knie, küßte ihre Hände, und Thränen perlten aus seinen Augen. Auf sein Haupt fielen die warmen Thränen Mariens. Sich ermannend, erhob er sich und ging vernichtet fort, ohne Hoffnung. Marie konnte, sie durfte ihn nicht zurückhalten.

Adolf und die Mutter traten ein und fanden Marie allein, mit verweinten Augen. Adolf erfuhr nun Alles, und es that ihm wirklich leid, doch hatte er sich auch nichts vorzuwerfen.

Franz ist fort, sprach Marie, und er kehrt nun nie wieder! Und als hätte sie zu viel gesagt, setzte sie hocherrötend dazu: wenigstens so lange Adolf hier ist.

Und schließt dies bei Ihnen einen Wunsch nach meiner Abreise ein? entgegnete Adolf verletzt.

Adolf, wie sind Sie heute, sprach Marie, sich abwendend.

Adolf fühlte, daß er ganz das Gleichgewicht verloren, daß er unsicher und schwankend sei, und in solcher Stimmung nur verlegen und verderben könne: darum schwieg er. Die Mutter mahnte zum Aufbruche und sie fuhren in die Kirche. Mögen sie dort Ruhe und Klarheit finden!

Franz aber war nach Hause geeilt. Der einzige Gedanke seines Wachens, der Traum seiner Nächte war ihm gestohlen worden. Marie verloren, die Blüte des Lebens abgestreift; was soll ihm der dürre, welke Stamm? Das Glück der Gegenwart vernichtet, die Hoffnung der Zukunft geraubt. Er wünschte gestorben zu sein, denn das Leben war ihm fortan leer, wunschlos, wüste. Eine Hoffnung, mit ihm herangewachsen, groß gesäugt mit dem wärmsten Blute seines Herzens, war vor einem Hauche verweht, als wäre sie nicht erst noch so fest mit tausend Wurzelfasern in seiner Brust eingewachsen gewesen. Wenn ihm nur ein Gedanke die leere Brust füllen könnte! Doch ja — Einer — der Groll, der Haß gegen den übermütigen Nebenbuhler. — Er, der Reiche, der Talente hatte, dem das Leben so viel bot, er mußte ihm, dem Armen, sein einziges, sein höchstes Gut rauben. Doch, was er sich auch mühte, Adolf als die Ursache seines Unglücks darzustellen, zuletzt mußte er sich doch eingestehen, daß dieser schuldlos sei, denn,

wenn auch Adolf nicht gewesen wäre, ihn hätte Marie doch nicht geliebt. Wie auch die Veranlassung zufällig war, dies fühlte er, daß es einmal so kommen mußte, früher oder später. Sein Unglück machte ihn in den ersten Tagen willenlos, es hatte seine ganze Kraft gelähmt. Später ermannte ihn die Vorstellung, daß er schuldlos sei. Ein dumpfer Unmut gegen die Vorsehung lagerte sich auf sein Gemüt, daß sie ihm diesen flammenden Wunsch ins Herz gelegt, und die Mittel versagt, ihn zu erreichen.

Doch sein frommes Gemüt verflüchtigte bald diese Nebel des Unmutes. Er wollte nur wirken nach seiner besten Kraft. Er wollte edel und gut sein, trotz dem bevorzugtesten Menschen. Er hatte Geld, er wollte sich schöne Freuden kaufen. Er trat in die Hütte der Armut und spendete mit vollen Händen, doch er hatte keine Freude daran, denn nicht das Geben erfreut, nur das Gefühl, das die Gabe veranlaßt. Er erwarb sich auch keinen Dank damit, denn er gab so hastig, so theilnahmslos, daß der Empfänger gleich sah, daß es nicht um seinetwillen geschah. Dies genügte ihm also nicht, er versuchte Mehreres, und nichts gab ihm Ruhe, nichts Zufriedenheit. Aus der Bahn, in welcher sonst alle seine Herzensquellen flossen, verdrängt, suchte er nun vergebens das Bett, um seine neue Thätigkeit einströmen zu lassen. Er hatte keinen Freund, der ihm raten könnte. Marie war ihm Alles gewesen. Immer und immer wiederkehrten seine Gedanken, wie er ihnen auch wehrte, zu ihr zurück.

In den ersten Tagen hatte er nie die Zimmer betreten, welche die Aussicht gegen Mariens Schloß hatten und die er sonst ausschließlich bewohnte. Nun bezog er sie wieder. Da stand er an den Fenstern oder am Balcon und schaute hinüber, wo Adolf und Marie glücklich waren. Sonst lag er oft schon am frühen Morgen am Fenster und schaute durch das Fernrohr hin, um Marien zu sehen, wie sie das Fenster öffnete oder sich im Garten erging. Nun rührte er das Fernrohr nicht mehr an; konnte er seine Blicke auch nicht von jener Gegend abwenden, so nahe wenigstens wollte er das verlorene Glück sich nicht vor die Augen bringen. Und er hätte es doch gethan, hätte er nicht befürchten müssen, Adolf an Mariens Seite zu sehen.

Ein Monat war verflossen; die Sehnsucht, Marien doch Einmal noch zu sehen, war unbezwinglich geworden. Es waren die ersten Nachmittagsstunden, er hatte schon zehnmahl das Fernrohr ergriffen und wieder aus der Hand gelegt. Endlich richtete er es auf das Schloß, er suchte Marien an den Fenstern und fand sie nicht, er suchte sie in dem Garten und fand sie nicht. Da sah er aus einer schon halb entblätterten Laube ein weißes Gewand hervorschimmern und bald darauf traten Marie und Adolf Hand in Hand aus derselben hervor. Seine Hand, die das Fernrohr hielt, zitterte, so daß die Gestalten verschwammen, oder konnte er vor Thränen nicht sehen? Als er wieder hinüberblickte, hielt Marie eine Blume in der Hand und zupfte an ihren Blättern — das holde Spiel: Er liebt mich, liebt mich nicht! —

Ich liebe dich! rief Franz mit lauter Stimme, als ob ihn Marie hören könnte. Die Knechte, die unter dem Fenster arbeiteten, schauten verwundert empor. Beim Herrn rappelt's; das schöne Schloßfräulein drüben hat's ihm angethan, so lautete ihr Urtheil.

Franz schaute wieder hinüber, da war die Mutter dazu getreten, und sie gingen Alle aus dem Garten. In kurzer Zeit rollte ein Wagen aus dem Schlosse und schlug den Weg gegen die Stadt ein. Sie ziehen fort, dachte Franz. Doch bald bog der Wagen auf den Weg zu seinem Schlosse ein. Ein Pferd gesattelt! rief Franz hinab, und in wenigen Minuten sprengte er in entgegengesetzter Richtung davon.

Bald darauf rollte der Wagen in den Schloßhof. Die Mutter, Marie und Adolf stiegen aus. Der alte Verwalter trat ihnen entgegen und äußerte sein Bedauern, daß sein Herr, wie er jetzt wol öfters zu thun pflege, soeben erst hastig fortgeritten sei, und daß er nicht wisse, wann derselbe zurückkehren werde. Er lud sie ein, in das Schloß zu treten, sie folgten ihm, und er führte sie in das Besuchzimmer. Erfrischungen wurden gebracht, und als der Verwalter merkte, daß seine Gegenwart überflüssig sein könne, entschuldigte er sich mit Geschäften und bat die Herrschaft, sich so gut als möglich im Schlosse oder im Garten zu unterhalten, bis der Herr zurückkäme.

Als die Gäste allein waren, sprach die Mutter: Es ist offenbar, Franz hatte uns bemerkt und ist uns ausgewichen.

Hat nicht der Verwalter gesagt, Franz pflegte nunmehr öfters auszureiten? bemerkte Marie.

Jedenfalls, glaube ich, sprach Adolf, wir erwarten ihn bis Abend; ist es Zufall, daß er nicht zu Hause, so finde ich es natürlich, seine Rückkunft zu erwarten, war es aber Absicht, so möge er wenigstens unsern ernstern Willen, ihn aufzusuchen, erkennen. Namentlich mir wäre dies lieb, denn bei Ihnen kann er daran doch keinen Zweifel hegen.

Man war es zufrieden. Den Liebenden war es nicht bange, die Zeit zu vertreiben. Man beschloß, in den Garten zu gehen. Die Mutter besuchte das Gewächshaus, musterte den Garten mit wirtschaftlichem Auge, die Liebenden aber sprachen von ihren Herzensangelegenheiten.

Adolf's Benehmen gegen Marie war wenig von dem des ersten Tages verschieden. Marie war jedoch viel zutraulicher geworden. Was man eine förmliche Erklärung nennt, war zwischen ihnen nicht vorgefallen, sie wußten ja, daß sie sich liebten. — Wenn ich mein vergangenes Leben überblicke, sprach Adolf, so muß ich gestehen, daß es ziemlich plan- und zwecklos gewesen sei, doch trage ich die geringere Schuld. Unsere Verhältnisse sind nicht so gestaltet, daß eine wahre Kraft sogleich freie Bahn zur naturgemäßen Aeußerung fände, und in einen trockenen Geschäftsmann mit seinem engherzigen Formenwesen würde mich Marie doch auch nicht gerne verwandelt sehen.

Die Liebe lauschte freudig diesen unaufgeforderten Entschuldigungen und glaubte ohne Mißtrauen. Wir aber, die wir seine Träume belauscht, wissen, daß dies nicht lautere Wahrheit sei. Adolf war in Mariens Nähe wirklich besser geworden, alles Gute, das in seiner Natur so reichlich lag, trat hervor. Aber eine Vergangenheit läßt sich nicht ungeschehen machen und ihre Folgen reichen weit. Adolf konnte es nicht seinem Stolze

abgewinnen, gegen Marie ganz wahr zu sein, er konnte es nicht ertragen, daß sie ihm etwas zu verzeihen habe, und sie hätte ihm doch so gerne verziehen. So mußte er also eine Rolle gegen sie spielen, und vorzüglich gefiel er sich in jener Fiesco's oder Heinrich's V. die auch unter den schäumenden Lustbarkeiten das männliche, thatensahnende Herz verbargen, und in der Stunde der That gerüstet dastanden. Gar herrlich klang es in jenen süßen Stunden des Vertrauens, worin er von den Plänen seiner Zukunft sprach und wie er die Krone seines Verdienstes auf das Haupt der geliebten Gattin drücken wolle. Was er von der Zukunft sprach, kam wol aus dem tiefsten Herzen, aber es war mehr die Erregung einer schönen Stunde, als ein männlicher Entschluß. Die Saat des Guten fiel auf die Heerstraße seines Herzens, wo sie bald von den thierischen Tritten unreiner Wünsche zertreten wurde. Eine geheime Stelle seines Herzens war immer rein und unverfehrt von aller gemeinen Berührung geblieben, aber Marie verdiente ein unverfehrtes, ein ganzes Herz.

Es begann Abend zu werden, man ging in das Schloß zurück. Die Mutter ließ einspannen. Adolf wünschte noch das Schloß zu besuchen, das er so lange nicht betreten hatte. Sie gingen durch die alten, getäfelten Zimmer, es war alles so leer, ein trauriger Aufenthalt. Sie kamen in Franzens Schlafzimmer mit dem Balcone und der Aussicht gegen Mariens Wohnung. Das Fernrohr lag noch am Fenster. Marien fiel es so schwer auf das Herz, sie wollte um Alles, Franz wäre hier und sie könne ihm ein liebes Wort sagen. Sie verzögerte geflissentlich die Abfahrt, und als es schon dunkel ward, da trat sie mit einem Stückchen Papier und einer Feder, die sie am Tische fand, an das Fenster, und schrieb: „Lieber Franz! Wir haben bis zum Abend gewartet. Ich hätte Sie so gerne gesehen.“ Das Papier steckte sie mit einer Nadel auf das Fernrohr. Hier mußte sie, werde es Franz gewiß noch heute finden. Sie fuhren fort.

Als sie zu Hause angekommen waren, ging Adolf auf sein Zimmer. Da überreichte ihm sein Diener einen Brief, den ein reitender Bote Nachmittags aus der Stadt gebracht hatte. Der Brief war von einem seiner lockeren Freunde, der ihm die Nachricht mittheilte, die sehnlich erwartete italienische Sängerin werde heute Nacht in der Residenz anlangen, die Hoffnung ausdrückend, Adolf werde sicher am andern Morgen in ihrer Gesellschaft zu finden sein. In Italien hatte ihr Adolf den Hof gemacht, und man sagte, nicht ohne Erfolg. Die Sängerin war eine jener maßlosen Künstlernaturen, die auf der Bühne wie im Leben den schnellen Eingebungen ihrer Leidenschaftlichkeit folgen, die als Künstler und Mensch in einzelnen Momenten groß und unerreichbar dastehen, gleich darauf aber, wenn sich das Feuer ihres Innern in solch' gewaltigen Explosionen entleert hat, zur Mittelmäßigkeit herabsinken und ratlos und unbeholfen dastehen. Adolf war ihr wirklich lieb geworden, sie hatte ihm ihre Gunst ohne lange Bewerbungen geschenkt, und Adolf lebte im Taumel des süßesten Genusses. Eines Morgens jedoch war sein Glück verschwunden, sie hatte in der Nacht dem Impresario und den Geliebten verlassen und war weit in eine fremde Stadt gezogen, neuen Beifall und neue Herzen zu erobern. Impresario und Geliebter wollten verzweifeln. Jener konnte freilich auf Schadenersatz klagen, doch dieser! Er wußte, daß, wenn er ihr nachreiste, sie sich kalt und fremd von ihm abwenden würde.

Und jetzt war sie so nahe, und er sollte nicht zu ihr. Alle jene nächtlichen Fahrten auf den schönen Seen Oberitaliens kehrten in sein Gedächtnis zurück. Er hörte ihre glockenklare Stimme wieder über die Wellen hingleiten und auf leisen Schwingen durch die lauen Lüfte verhallen. Er sah den Mond sein blaßes Antlitz in dem tiefen See spiegeln und an seiner Brust ruhte wieder das geliebte Antlitz der Sängerin, schimmernd weiß, mit den dunklen Augen und der schwarzen Lockenfülle, und sie küßte den schönen blonden Fremdling. Doppelt sehnte sich sein Herz in dem kalten Norden nach diesem Glühwein des Lebens. Doch Marie — seine Zukunft! Nur noch Einmal geschwelgt an dem vollen üppigen Mahle des Lebens, so dachte er, dann gehöre mein Leben fortan Marien und dem ersten männlichen Wirken.

Doch wie es ihn auch mächtig in die Stadt zog, zu einem bestimmten Entschlusse war er noch nicht gekommen, als die Zeit zum Abendmahle erschien. Er schwankte zwar nicht mehr, ob er gehen sollte, das war schon entschieden, doch welchen Vorwand konnte er Marien für seine schleunige Abreise geben? In ihrer Nähe, wenn ihn ihre frommen, verständigen Augen anblickten, konnte er nicht lügen. Er erwartete vom Zufall, daß er ihm ein Mittel an die Hand gebe. Er wollte jedenfalls den Geheimnisvollen spielen, auch fiel ihm dies nicht schwer, er hatte ja so viel zu verbergen. Marie war traurig, die Erinnerung an Franz hatte sie so wehmütig gestimmt, und ein Gefühl der Bangigkeit hatte sich ihrer unabwehrlar bemächtigt.

Adolf sprach von dem Vertrauen, das Liebende ineinander setzen sollten, und wie irrig es oft sei, nach dem Scheine zu urteilen.

Die Mutter schrieb dies feierliche Wesen einem Zwiste der Liebenden zu, dabei denkend, es sei am besten, die Sache ihrem natürlichen Versöhnungslauf zu überlassen, darum schwieg sie oder sprach von gleichgiltigen Dingen.

Die Tafel wurde früher als gewöhnlich aufgehoben. Adolf ging auf sein Zimmer. Seinem Diener gab er den Befehl, erst in einer Stunde wieder hinauf zu kommen. Er setzte sich zum Schreibtisch und schrieb ein Billet an die Mutter und Marien. Er schützte ein wichtiges Geschäft vor, das ihn nötige, noch heute in die Stadt zurückzulehren. Er wollte ihnen dies nicht früher sagen, um den Schmerz des Abschiedes zu ersparen. Ja, er hatte sogar die Schwachheit, das Schreiben so einzukleiden, daß es auch die Auslegung zuließ, als ob ihn eine Ehrensache abriefe. Er konnte der Geliebten die Furcht für sein Leben aufbürden, während er in den Armen einer Andern lag! Er siegelte das Billet. Der Aufruhr in seinem Innern trieb ihm das Blut in den Kopf; er trat an das Fenster. Es war eine schwarze, wolkenumhüllte Nacht. Der Wind pfliff ihm schneidend entgegen und drohte die Lichter zu löschen. Der Diener trat ein, er befahl ihm, sogleich ein Pferd insgeheim zu satteln, den Brief morgen den Frauen zu übergeben und dann mit seinem Gepäcke ihm nach in die Stadt zu fahren. Der Diener ging. Adolf schritt hastig im Zimmer auf und nieder. Die Fenster von Mariens Zimmer gingen in den Garten, sie konnte ihn daher, wenn er fortritt, nicht leicht bemerken. Er zündete sich eine Zigarre an und löschte die Lichter. In seinen Mantel gehüllt, ging er leise aus dem oberen Geschosse

in das untere. Als Adolf an Mariens Zimmer vorbeikam, zögerte er einen Augenblick und lauschte, dann ging er weiter. Die Stallungen waren außer dem Schlosse gelegen, doch auf einer Seite durch die Gartenmauer, auf der andern durch eine Hofmauer mit demselben verbunden. Die Hofmauer hatte einen besondern Ausweg für die Wirtschaftsführen. Adolf bestieg das Pferd. Der Wind blies ihm die Funken seiner Zigarre auf seinen Mantel und ärgerlich sie wegwerfend ritt er durch die Hintertüre fort.

Franz war erst spät nach Hause gefehrt. Er erfuhr, daß sie seiner bis Abends geharrt hatten und daß sie auch in seinem Zimmer gewesen. Er rannte hinauf zum Fenster, um die Lichter des Schlosses, wo Marie weilte, zu sehen. Wie er nach dem Fernrohre griff, bemerkte er den Zettel. Er machte Licht und las die Worte Mariens. Er drückte sie an sein Herz und küßte sie. Dann kehrte er wieder zum Fenster und schaute hinüber, bis das Licht in Mariens Zimmer erlosch. Nur noch im zweiten Geschoße waren Adolfs Fenster erhellt, doch bald war es ganz dunkel. Von seinem weiten Ritte ermattet, warf er sich auf sein Lager, schloß die Augen, ohne jedoch entschlummern zu können. Wie er so dalag, fiel mit einemmale eine blendende Helle in sein Zimmer und auf sein Bett. Er sprang auf zum Fenster, da sah er das Schloß Mariens in hellen Flammen. Die Wachthunde heulten und unten schrieten die Knechte: „Feuer!“ Franz aber saß in wenigen Augenblicken auf einem ungesattelten Pferde, befahl seinem Diener, mit allen Löschwerkzeugen nachzueilen und sprengte in gestrecktem Laufe fort. —

Die Zigarre, die Adolf weggeworfen, war auf einen Haufen Strohbündel gefallen, die die Nachlässigkeit der Hausleute über Nacht im Hofe aufgeschichtet ließ. Der Diener hatte es nicht bemerkt und war schlafen gegangen; der heftige Wind blies die Funken bald zur Flamme auf — das Stroh brannte hell. Nebenan war eine Holzniederlage, die an das Schloß angebaut war; bald brannte auch das Holz. Die Flamme schlug durch die Fenster in die Zimmer des Erdgeschosses, wo sich die Kanzleien befanden. Die alten Actenstöße waren ein schnell verschlungener Raub. An den Nebengeländern kletterte die Flamme bis zum zweiten Geschoße empor und huschte durch die Fenster in die leerstehenden Zimmer, denn dieser Theil des Schlosses war unbewohnt. Das Schloß selbst war nicht sehr feuersicher gebaut; manche Zwischenwand war bloß von Holz und übertüncht, manche Zimmer aber nach alter Mode getäfelt, überall fand die Lohe reichen Stoff.

Erst als die Flamme in heller Blüte stand, ward Lärm im Schlosse gemacht. Marie sprang zum Fenster, öffnete es und spähte nach der Gefahr. Dort fand sie die Mutter, die hereingestürzt war im leichten Nachtkleide. Sie hieß sie den Mantel nehmen und in den Garten flüchten, sie selbst wolle noch einige Papiere und werthvolle Sachen retten.

Sie verließen zusammen das Zimmer. Die Mutter eilte mit mehreren Dienern in ihre Gemächer, Marie aber rannte die Treppe hinauf zu Adolf. Sie fand das Zimmer leer; daß das Bett noch unberührt sei, bemerkte sie in der Angst nicht. Sie glaubte, er suche sie unten in ihrem Zimmer und sie wären auf verschiedenen Treppen fehlgegangen. Sie

eilte hinab, trat in ihr Zimmer. Adolf war nicht hier. Der starke Luftzug bei dem offenen Fenster hatte die Thür hinter ihr heftig zugeschlagen das Schloß klappte zu und der Schlüssel steckte außen. Als Marie fort wollte, konnte sie nicht; ihr Pochen, ihr Rufen hörte Niemand bei dem sinnbetäubenden Lärmen und nutzlosen Geschrei der Löschenden. Hätte sie ihre volle Kraft gebraucht, die alte Thür hätte ihr nicht widerstehen können, so aber hatte der Schrecken ihre Kraft gelähmt, da sie die Gefahr doch nicht so nahe drohend sich dachte, und sie zerrte ohnmächtig an dem Schlosse. Endlich eilte sie zum Fenster, von fremder Hilfe Rettung erwartend.

Sie rief in die Nacht hinaus, und der Sturm wühlte in ihren Locken und legte seine kalten Hände und hauchte seinen eisigen Odem auf ihre glühende Stirne und preßte sich ungestüm an ihren Busen. „Adolf! Adolf!“ rief sie, doch wohin sie auch blickte, sie sah Niemanden. Der Garten war leer, denn diese Seite des Gebäudes hatte die Flamme noch nicht erreicht. Vom Hofe und von den anderen Seiten her hörte sie das Prasseln und das Hilfesgeschrei.

Endlich, als die Flamme auch um diese Ecke bog und zuerst aus den Fenstern des Erdgeschosses herausschlug, fanden sich auch im Garten Löschende ein. Diese bemerkten Marien und man eilte, ihre Thür zu sprengen; doch war es nicht mehr möglich, das Feuer hatte bereits den hölzernen Gang vor derselben erreicht und dieser drohte einzustürzen. Man wollte daher eine Leiter an das Fenster lehnen, doch war auch dies nicht gefahrlos, denn die Flamme schlug hoch aus dem Fenster des Erdgeschosses, über welchem jenes Mariens stand. Schon begann die Thür ihres Zimmers zu brennen.

„Adolf! Adolf!“ rief Marie; da war Franz angekommen. Er drängte die Umstehenden zurück, kletterte rasch auf der Leiter empor, hob Marie über die Fensterbrüstung, hielt sie mit einem Arme umschlungen und stieg mit ihr hinab.

Sie waren auf der Mitte der Leiter, da tönte ein Schrei des Entsetzens: „Das Dach stürzt ein!“ Franz schwang Marie hinab in die Arme der unten Harrenden, und wie er selbst nachspringen wollte, da traf ihn im Sturze ein schwerer, brennender Balken auf die Stirne. Er fiel todt zur Erde.

Die That hatte er vollbracht, die er nicht beschreiben konnte.

Er fand einen schönen Tod, hatte Marie gerettet und über seiner Leiche flossen die Thränen der Geretteten.

Als Adolf erfuhr, was geschehen, hatte er nicht mehr den Mut, zurückzukehren, er verlor sich unter der gewöhnlichen Menge. —

Marie aber lebte unvermählt in dem neuerbauten Schlosse mit ihrer Mutter, und als diese starb, allein. Sie war eine charaktervolle weibliche Natur und hätte auch mit dem reuigen Adolf sich nimmer verbinden können, denn die Liebe fordert nicht nur gleichen Geistesrang, sondern auch gleichen Herzensadel.

Wenn mich eine meiner Leserinnen fragt, ob Marie unglücklich gewesen sei, so antworte ich ihr mit einem Spruche aus Rückert's „Brahmanen-Weisheit“:

„Unglücklich bist Du nicht, wie unbeglückt Du seist,
Das Schicksal zwar beglückt, doch glücklich macht der Geist.“

Wien, im Februar 1840.



S c h l u ß

des II. Heftes der „Dorfgeschichten“ Vinzenz Rizzi's.

Inhalt.

Eine Marktnovelle	Seite 3
Nannele	„ 12
Der Beschränkte	„ 63

